

Oliver Susami

Vierter Stock

Herbsthaus

Eine Nacherzählung



C.O.S.G

Copyright © 2014

Oliver Susami, Köln den 06. Februar 2014

Kontakt:

oliversusami@aol.com

www.oliversusami.de

PFEIFEN IM WALD.....	5
EINLEITUNG.....	7
NACHTWACHE.....	19
KAPERN.....	38
EIN ANGEBOT.....	47
SECHS KREISE.....	59
EIN NEUES ZUHAUSE.....	83
HEIMISCH WERDEN.....	103
ZEIT VERGEHT.....	118
RÜSCHEN.....	147
ERKLÄRUNGEN.....	157
BEI STRAUSS.....	179
FELDFORSCHUNG.....	207
DAS MÄDCHEN UND DIE HÄNDE.....	268
FOTOS.....	303
PAULA?.....	343
BLUT.....	399
SPÄTER.....	420
EINE ART SCHLUSSWORT.....	427

Pfeifen im Wald

Ich stehe vor dieser Tür und weiß nicht, was ich tun soll. Einfach aufschließen und die seit Jahren verlassene Wohnung betreten? Meine Hände spielen mit dem kühlen Stück Metall, befühlen die Zacken und Kanten des Schlüsselblattes. Oder einfach gehen, die Tür und was auch immer hinter dieser Tür ist, in Frieden lassen? Mir ist kalt, ich drücke die Arme an den Körper. Plötzlich eine Stimme in meinem Kopf: Hab keine Angst, Lena. Da ist nichts, wovor du dich fürchten müsstest. Schließe die Tür auf und schau dir diese Wohnung an! Hab keine Angst, es ist heller Tag!

Der Schlüssel nähert sich schon dem Schloss, als ich es begreife: Es war keineswegs die Vernunft, die da gerade in mir gesprochen hat. Gesprochen hat das Mädchen, das sich im Wald verlaufen hat und nun laut pfeift, damit die Wölfe nicht kommen. Ist das, was ich deutlich vor mir gesehen habe, plötzlich nicht mehr real, wenn ich mir einrede, dass es nicht real ist, dass es nicht real sein kann, weil es nach den Gesetzen der Vernunft nicht real sein kann? Nein, das gerade eben war nicht mein Verstand, das war nur das verängstigte Kind, das sich trotzig Mut zu machen versucht. Ich ziehe den Schlüssel zurück, wieder spielen meine blassen Hände mit dem gezackten Metall.

Einleitung

Das Buch, das Sie gerade lesen, hat eine Vorgeschichte. Bevor es losgeht, möchte ich Ihnen diese erzählen. Falls Sie keine Vorgeschichten mögen, dann lesen Sie doch einfach beim Kapitel „Nachtwache“ weiter.

Noch da? Okay, dann los. Vor rund einem Jahr – der Tag, an dem ich diese Einleitung in meinen alten IBM tippe, ist der 19. Oktober 2013 – erschien mein erstes Buch: „S3, Spuk in der Bibliothek“. S3 war kein Roman, sondern eine Dokumentation unerklärlicher Phänomene in einem bestimmten Trakt der Universitätsbibliothek, in der ich 2006 bis 2008 an meiner Doktorarbeit schrieb. Ich unterhielt mich mit mehreren Studenten sowie mit Mitarbeitern der Bibliothek, erfragte deren Erlebnisse im S3-Trakt. Und dann – die Sache ließ mich nicht mehr los – verbrachte ich selbst einige Nächte auf S3. Was mir in der letzten Nacht auf S3 passierte, das kann ich bis heute nicht erklären.

Eigentlich wollte ich die S3-Sache auf sich beruhen lassen, alles in irgendeine Schublade packen, unter Papier vergraben und vergessen. Aber bei ein paar abendlichen Bier erzählte ich einer Bekannten von S3 und sie war der Ansicht, ich solle meine Aufzeichnungen und Gesprächsprotokolle zu einem Buch zusammenfassen und veröffentlichen. Ich zögerte, wollte nicht so recht. Aber meine Bekannte ließ nicht locker und ich gehorchte. Oktober 2012 erschien S3

als Taschenbuch und als eBook.

Ich erwartete damals nicht, dass sich jemand für mein kleines Büchlein – ich untertreibe, das Ding hat immerhin über 200 Seiten – interessieren würde. Umso erfreuter war ich, als S3 gekauft wurde und die ersten Rückmeldungen kamen. Diese lassen sich grob in vier Kategorien teilen:

1. Überschwängliches Lob: Wow, das ist das Gruseligste, das ich je gelesen habe ... Ich habe das Buch an einem Stück durchgelesen ... das war so unheimlich, dass ich nachts nicht mehr aufs Klo konnte ... echt gut geschrieben, Sie sollten noch viele weitere Bücher schreiben.

2. Abgeschwächtes Lob und konstruktive Kritik: Hat mir gefallen, aber Sie hätten sich wirklich mehr Gedanken über die Ursachen der Phänomene auf S3 machen müssen ... spannend aber die „ähms“ in den Interviews nerven ... gutes Buch, aber auf Seite soundso habe ich folgenden Rechtschreibfehler gefunden: ...

3. Verrisse und Beschimpfungen: Das ist der größte Scheißdreck, den ich je gelesen habe ... was soll denn das bitte sein? ... ich bin fast gestorben vor Langeweile, meine Frau musste den Rettungswagen rufen ... hören Sie sofort mit dem Schreiben auf! Ich warne Sie! Ich weiß, wo Ihr Auto steht ...

Zum Glück überwogen die Rückmeldungen der ersten und zweiten Kategorie deutlich, sonst hätte ich das mit dem Schreiben wohl wirklich gelassen.

Mai 2013 erschien mein zweites Buch, ein Roman namens „Die Knochenfrau“, der zwar auf einer Schwarzwälder Sage beruht, im Gegensatz zu S3 aber Fiktion ist, Produkt meiner manchmal recht

lebhaften Phantasie. Ich hatte diese Sage von einem kleinen Kinder mordenden Wesen als Jugendlicher gehört und sie ist mir im Gedächtnis geblieben.

Zwar verkaufte sich „Die Knochenfrau“ sehr ordentlich, schaffte es sogar bis auf Platz 3 der Amazon-Horror-Charts, S3 aber löste mehr Leserreaktionen aus. „Die Knochenfrau“ wurde einfach als Unterhaltung gelesen, S3 aber beschäftigte diejenigen, die sich auf das Buch einließen und die darin geschilderten Vorfälle nicht einfach als Blödsinn abtaten.

Die Aufmerksamen unter den Lesern haben es bestimmt gemerkt: Weiter oben habe ich vier Kategorien versprochen, aber nur drei genannt. Auf die vierte Kategorie muss ich ein wenig genauer und ernsthafter eingehen, schließlich entstand das Buch, das Sie gerade lesen, aus solch einer Rückmeldung.

Nicht wenige, die S3 lasen, fühlten sich in gewisser Weise „verstanden“. Viele, die mir schrieben, hatten im Laufe ihres Lebens selbst unheimliche bzw. unerklärliche Erlebnisse. Einige waren glücklich darüber, in mir einen „Leidensgenossen“ gefunden zu haben und berichteten mir mehr oder weniger ausführlich von ihren eigenen Erfahrungen. Ein Bekannter, dem ich davon erzählte, reagierte mit: „Das sind doch alles Spinner. Am besten ignorieren.“

Ich empfinde diese Haltung – obwohl ich diesen Bekannten ansonsten sehr schätze – als arrogant und außerdem furchtbar langweilig. Natürlich bekam ich es mit Spinnern zu tun, mit Leuten, die in ihrer Sprache, ihrem Gebaren und in dem, was sie sagten, extrem verschoben wirkten. Erst vor wenigen

Wochen rief mich ein Mann an, der S3 gelesen hatte. Ich habe keine Ahnung, wo er meine Telefonnummer her hatte. Dieser Mann lobte mein Buch (das freute mich), dann berichtete er von einem eigenen unheimlichen Erlebnis in seinem Elternhaus (das interessierte mich), und dann leitete er wieselflink zu dem Thema über, das ihm tatsächlich am Herzen lag: Nazi-Ufos.

Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, dass das Dritte Reich keineswegs untergegangen sei, dass die Nazi-Größen vielmehr (das irritierte mich) mit Ufos die Welt kontrollierten.

Nicht gewillt, mich näher mit nationalsozialistischen Untertassen zu befassen, beendete ich das Gespräch – freundlich aber bestimmt.

Auch andere Merkwürdigkeiten begegneten mir. Eine ältere Dame zeigte mir Familienfotos, auf denen eine Geistererscheinung zu sehen sein sollte. Tatsächlich war auf jedem der sieben Bilder ein blasser, verschwommener Fleck zu erkennen, etwa in der Form eines aufrecht stehenden Menschen. Da ich mich mit Fotografie auskenne, interpretierte ich den Fleck nicht als Familiengespenst, sondern schlicht als Lichteinfall. Die Bilder waren mit einer Minolta aufgenommen worden, die nicht nur vierzig Jahre alt, sondern auch furchtbar verbeult war. Die Rückwand der Kamera lag nicht mehr richtig an, Licht fiel auf den Film und erzeugte diese weißen Flecken.

Als ich der Dame meine These unterbreitete und ihr an der alten Kamera den Grund für die weißen Flecken aufzuzeigen versuchte, da wurde sie bockig. Die schnöde Realität war nicht gefragt, die Temperatur fiel unter den Gefrierpunkt und bald verabschie-

dete ich mich.

Noch ein anderes Erlebnis möchte ich erzählen. Vor etwa einem halben Jahr schrieb mich eine junge Frau an. Thema der Mail: Das Wohnzimmer-Aquarium. Wenn man sich vor den Kasten setze, durch das Aquarium hindurch schaue und ganz still sei, dann sehe man nach wenigen Minuten zwei traurige Gesichter. Es handle sich dabei um einen Mann und eine Frau, die vor Jahrzehnten in der Wohnung lebten – beide mittlerweile verstorben.

Ich erzählte meiner Freundin von den Gesichtern hinter dem Aquarium und sie reagierte mit: „Das ist so abgedreht, das kann man sich nicht ausdenken. Fahr da doch mal hin.“

Ich fuhr die 140 Kilometer und mich begrüßte eine junge Frau mit popolangen, orange gefärbten Haaren. Sie kam schnell zur Sache, rollte einen Schreibtischstuhl ins Wohnzimmer und platzierte mich vor dem etwa einen Meter langen Glaskasten. Schweigend und regungslos starrte ich ins Aquarium und durch das Aquarium hindurch. Ich sah: Fische und Schnecken, grün-gelbes Pflanzenzeug, einen Miniatur-Unterwasser-Tempel und den Dreck auf den Scheiben. Das wars. Keine Gesichter. Keine toten Menschen. Nach fünf Minuten kam ich mir idiotisch vor, nach zehn Minuten gab ich es auf. Die Orange-farbene erklärte mir, dass es eben nicht immer klappe, dass ich wohl einfach Pech gehabt habe.

Vielleicht lag der Misserfolg auch daran, dass während meines Starrens ins Aquarium der Lebensgefährte der Gefärbten – ein ebenso verschwenderisch wie geschmacklos tätowierter Zweimeter-Hooligan – nur einen großen Schritt von mir entfernt

stand und wiederum mich (böse) anstarrte. Was zum Teufel dachte der? Dass ich über seine Liebste herfalle, sobald er mich zwei Sekunden aus den Augen lässt?

Als ich wieder im Auto saß und die Auffahrt zur A45 suchte, da schwor ich mir, nie mehr auf Verdacht über hundert Kilometer zu fahren. Zumindest nicht, um Fische, verdrecktes Glas und blöde Unterwasser-Tempel anzustarren.

Es soll nicht der Eindruck entstehen, dass ich es im Anschluss an die Veröffentlichung von S3 mit Hunderten von Spinnern und Wichtigtuern zu tun bekam. Die Meisten, die sich mit eigenen Erlebnissen bei mir meldeten, zeigten sich als angenehme, intelligente und durchaus selbstkritische Menschen. Viele ihrer Berichte erscheinen mir glaubwürdig, einige waren extrem unheimlich. Und aus einem dieser Berichte, den ich als ebenso glaubwürdig wie unheimlich empfand, entstand das, was Sie gerade lesen.

Es war Januar 2013, als sich die junge Frau bei mir meldete, aus deren Perspektive ich dieses Buch geschrieben habe. Ich nenne sie Lena, doch das ist nicht ihr richtiger Name. Lena befindet sich im letzten Drittel ihres Medizinstudiums, sie will nicht, dass ihr echter Name in diesem Buch auftaucht, sie will nicht das Risiko eingehen, von ihren Kollegen als „Spinnerin“ abgestempelt zu werden. Auch alle anderen Namen, die in diesem Buch auftauchen, sind frei erfunden, Übereinstimmungen mit existierenden Personen sind rein zufällig.

Lena schrieb mir eine kurze Mail: Sie habe S3 gelesen und einiges davon habe sie an ein eigenes

Erlebnis erinnert. Nur, dass ihr Erlebnis noch etwas heftiger gewesen sei. Wenn ich mich noch für „übernatürliche“ (Lena selbst setzte dieses Wort in Anführungszeichen) Dinge interessiere, dann könnten wir ja mal telefonieren.

Ja, ich interessierte mich noch fürs Übernatürliche. Allerdings wollte ich nicht gleich mit Lena telefonieren, ich bin in solchen Dingen eher zurückhaltend. Deshalb bat ich sie, mir zunächst kurz schriftlich von ihrem Erlebnis zu berichten.

Zwei Tage später erreichte mich eine Mail, in der Lena eben dies tat, allerdings nicht kurz. Ich erschrak, als ich diese mehrere Bildschirme füllende Mail öffnete. Als sich mein Schreck gelegt hatte, da druckte ich sie aus und las sie.

Es fällt mir schwer, zu beschreiben, welche Wirkung Lenas Bericht auf mich hatte. Der Schreibstil war nüchtern, technisch, ähnlich dem Stil vieler der wissenschaftlichen Aufsätze, die ich während meines Soziologiestudiums gelesen habe.

Später erfuhr ich, dass der staubtrockene Stil Absicht war. Lena wollte nicht, dass ich sie als „Bekloppte“ (ihr eigener Ausdruck) abstempelte. Daher hatte sie ihren Bericht betont sachlich verfasst, fast schon unterkühlt.

Was mir Lena schrieb, das möchte ich an dieser Stelle noch verschweigen, schließlich handelt dieses Buch davon. Nur so viel: Was mir Lena schrieb, das wirkte auf mich ungemein glaubwürdig. Ich hatte zu keinem Moment – auch später nicht, als wir uns gegenüber saßen – den Eindruck, sie denke sich etwas aus, belüge mich.

Auf die erste Mail folgten zwei weitere, in denen

Lena einige meiner Fragen beantwortete, die ich ihr im Anschluss an den ersten Bericht stellte. In der vierten Mail schrieb sie mir dann ihre Telefonnummer und ich sah, dass es eine Freiburger Nummer war.

Ich komme aus Süddeutschland, habe in einem Kleinstadtkrankenhaus etwas nördlich von Freiburg das Licht der Welt erblickt. Zwar lebe ich seit einigen Jahren nicht mehr im Süden, bin aber immer wieder einmal in der Gegend, Familie und Freunde besuchen, die Stille der Provinz genießen.

So bot sich mir die Gelegenheit, Lena persönlich zu treffen, ohne extra mehrere hundert Kilometer fahren zu müssen. Anfang Februar verabredeten wir uns in einer kleinen Freiburger Kneipe, die ich noch aus meiner Schüler- und Studentenzeit kenne. Wir saßen uns an einem biergetränkten Holztisch gegenüber, zwei Meter neben uns tutete und blinkte ein steinalter Flipperautomat und Lena berichtete mir fast drei Stunden lang von ihrer Begegnung mit dem Unerklärlichen. Dabei zeigte sie sich als genaue, lebhaft und manchmal ironische Erzählerin. Sie wirkte überhaupt nicht unterkühlt, weder zu Beginn unseres Gespräches noch gegen Ende, mit drei Bier intus. Obwohl Lena sich um Sachlichkeit bemühte, kamen immer wieder die Emotionen hoch. Einige Male spürte ich ganz deutlich, dass meiner Gegenüber noch immer die Angst in den Knochen steckte. Mehrmals hatte Lena Tränen in den Augen.

Es folgten fünf weitere Treffen, alle zwischen Februar und Juli 2013, außerdem mehrere Telefonate. Schon bei unserem ersten Treffen hatte mir Lena ihre Geschichte in Grundzügen erzählt, bei den weiteren

Treffen und Telefonaten wurden dann offene Fragen geklärt und Details beleuchtet. Ich stellte Fragen wie „Aus welchem Material war der Schreibtisch in Herrn Strauss Büro?“, „Hatte dieser Blutfleck eine Form, die an irgendwas erinnert hat?“ oder „Was hast du da gesehen, als du aus dem Fenster geschaut hast?“. Lena beantwortete meine Fragen mit schier übermenschlicher Geduld, selbst dann, wenn sie im engeren Sinne nichts mit ihrer Begegnung mit dem Übernatürlichen zu tun hatten. Im Laufe unserer Gespräche hatte ich zunehmend den Eindruck, Lenas Geschichte nicht nur zu kennen, sondern mit ihr vertraut zu sein. Ich begann, mich in der Geschichte dieser jungen Frau zu Hause zu fühlen.

Schon früh – wenn ich mich recht erinnere, dann war es bei unserem zweiten Treffen – fragte ich Lena, ob ich das, was sie mir da Stück für Stück anvertraute, aufschreiben und als Buch herausbringen dürfe. Sie erbat sich eine Woche Bedenkzeit, stimmte dann zu. Nur müssten alle Namen geändert werden, sowohl die Namen von Menschen als auch von Orten. Das habe ich selbstverständlich getan. Wie erwähnt heißt auch Lena selbst nicht Lena. Ich habe ihr diesen Namen gegeben, weil ich erstens kurze Namen mag, und weil ich zweitens denke, dass der Name gut zu ihr passt ... sogar besser als ihr richtiger Name.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, Lenas Begegnung mit dem Übernatürlichen eine angemessene literarische Form zu geben. Ich habe diese Geschichte in der Ich-Perspektive geschrieben, also aus der Sicht der Person, die sie mir berichtet hat. Im Grunde habe ich sie so geschrieben, wie Lena sie mir

erzählt hat. Sie berichtete nicht nur aus der Ich-Perspektive, sie bevorzugte interessanterweise auch das Präsens: „Und dann komm ich also in das Zimmer und sehe, dass Paula mit dem Rücken zur Wand liegt und ich denke noch, die nimmt schon wieder das ganze Bett ins Anspruch. Und dann versuch ich sie eben ein bisschen zur Seite zu schieben und ...“

Eine gewisse schriftstellerische Freiheit habe ich mir beim Verfassen dieses Buches herausgenommen, inhaltlich aber bleibe ich ganz nah an dem, was Lena mir bei unseren Treffen und Telefonaten anvertraute. Längere Gespräche, die im Buch vorkommen, beruhen zum Teil auf stichwortartigen Gesprächsprotokollen, die Lena mir bei unseren Treffen aushändigte. Entgegen ihrer Befürchtungen konnte ich alles entziffern.

Schon bei unserem ersten Treffen gab mir Lena übrigens einige Infos zu ihrer Person, die ich auch dem Leser nicht vorenthalten möchte. Er (oder sie) sollte doch wissen, mit wem er (oder sie) es auf den nächsten rund vierhundert Seiten zu tun bekommt:

Lena ist Mitte zwanzig und angehende Ärztin. Zum Zeitpunkt der Ereignisse, von denen dieses Buch handelt, stand Lena am Beginn ihres Medizinstudiums und jobbte im Schlaflabor des Krankenhauses, in dem diese Geschichte beginnt. Einen kleinen Moment noch, es geht gleich los.

Zunächst noch eine Warnung: Wer dieses Buch in der Horror-Abteilung aufgestöbert hat und sich nun spritzendes Blut und hervorquellendes Gedärm, explizite Sexszenen, serienmordende Psychopathen, Fleischerhaken und Kettensägen erhofft, der sollte es

weglegen bzw. von seinem Reader löschen. Freunde blutigen Horrors werden mit Lenas Geschichte ebenso wenig glücklich wie diejenigen, die es nicht leiden können, wenn am Ende eines Buches Fragen offen bleiben. Dieses Buch beruht auf realen Ereignissen und in der Realität bleiben immer Fragen offen. Man sollte Unklarheiten nicht als Ärgernis betrachten, sondern als Einladung, selbst zu denken.

Oliver Susami, Oktober 2013

PS.: Ich habe vorhin die Stadt Freiburg erwähnt, Lenas Geschichte spielt allerdings nicht in Freiburg.

Nachtwache

Alex nimmt die Tasse vom Mund und macht ein Geräusch, das wie ein Seufzer klingen soll, jedoch nur die lasche Imitation eines echten Seufzers ist. Ich sehe es nicht, weiß aber, dass er das Gesicht zu einer Grimasse verzieht.

„Der schmeckt wie Spülwasser. Dünner Kaffee schmeckt immer wie Spülwasser.“

Er schaut mich von der Seite an und wartet auf meine Zustimmung ... da kann er lange warten. Ich nippe an meinem dampfenden Kaffee und er schmeckt überhaupt nicht nach Spülwasser ... er schmeckt schlicht und einfach nach Kaffee. Ich stelle die Tasse ab und starre wieder auf die Monitore. Sieben schlafende Menschen, zwei auf dem Rücken, drei auf dem Bauch und zwei auf der Seite, alle verkabelt.

Eigentlich ist Alex ja ein netter Kerl. Wenn er sich nur nicht ständig wiederholen würde! Das mit dem Spülwasser habe ich bestimmt schon zwanzigmal gehört, seit ich vor sechs Wochen hier angefangen habe. Andere typische Alex-Sätze: „Frauen und Technik, das funktioniert einfach nicht.“ (wenn etwas schief geht und eine Frau beteiligt ist. Manchmal reicht es auch, wenn eine Frau nur in der Nähe ist.), „Ich krieg hier noch nen Herzinfarkt.“ (wenn Alex zu viel Arbeit hat bzw. der Ansicht ist, zu viel Arbeit zu haben) und „Der Teufel schießt immer auf den größten Haufen.“ (wenn zur Arbeit auch noch

unvorhergesehene Probleme dazukommen).

Alex stellt seine Tasse lauter als nötig ab und gähnt übertrieben. Einer dieser Gähner, die man hören soll. Es ist jetzt kurz nach drei Uhr morgens. Ganz offensichtlich sucht Alex meine Aufmerksamkeit, vielleicht sollte ich ihm mal sagen, dass ich vergeben bin. Ich sage nichts und starre weiter auf die Monitore, einer der Rückenlieger dreht sich auf die Seite, ein anderer kratzt sich erst am Kopf und dann, ganz langsam, am Hals. Es sieht aus, als versuche er, sich mit seinen Fingernägeln zu rasieren.

„Ich geh mal aufs Klo.“

Er klingt ein bisschen beleidigt. Vielleicht sollte ich doch netter zu Alex sein. Wenn er nur nicht immer die gleichen Sprüche bringen würde.

„Okay, ich halte die Stellung.“ Auch so ein blöder Spruch, diesmal von mir. Und der Kaffee schmeckt tatsächlich so, wie Spülwasser riecht ... zumindest ein bisschen. Ich mache immer zu starken oder zu schwachen Kaffee, ich kriege es nicht hin, die richtige Menge Pulver zu nehmen. Zu Hause haben wir so ein Ding mit Pads ... teuer und umweltschädlich, dafür idiotensicher.

Es ist erstaunlich, was Leute im Schlaf alles anstellen. Schon wieder kratzt sich einer am Kopf. Und die Frau in Zimmer drei fährt mit Daumen und Zeigefinger immer wieder eines der Kabel entlang, die sie mit den Aufzeichnungsgeräten verbinden. Auf dem grieseligen Schwarzweißbild kann ich die Farbe des Kabels nicht erkennen. Ich glaube, es ist das für die Hirnströme. Hoffentlich zieht sie nicht daran.

Ich habe schon beobachtet, dass Leute sich im Bett aufgesetzt haben und aufgestanden sind. Einer hat mal nachts angefangen, Gymnastik zu machen, sogar Kniebeugen. Am nächsten Tag wusste er nichts mehr davon. Kein Wunder, dass sich so jemand am nächsten Morgen nicht ausgeruht fühlt. Eine Kollegin hat mir mal erzählt, dass einer nachts aufgestanden ist, seinen Schwanz herausgeholt und in den Mülleimer gepinkelt hat. Als er sein kleines Geschäft erledigt hatte, ist er einfach wieder ins Bett.

Ich nehme einen Schluck Kaffee und gähne.

Jetzt ist es halb vier. Scheiß Nachtschicht, mir tun die Augen und der Hintern weh. Vielleicht sollte ich mehr essen, meine Popobacken aufpolstern. Und wo zum Teufel bleibt Alex? Ist er beim Kacken eingeschlafen? Rutscht er gerade schnarchend von der Schüssel? Mir ist ein bisschen unheimlich zumute, so ganz alleine vor den Monitoren. Um diese Zeit ist es ja völlig still in dieser Abteilung, auch auf den Fluren ist niemand. Ich dachte, das wäre interessanter, hier im Schlaflabor. Aber die meiste Zeit sitzt man nur da, schaut sich schlafende Leute an und darf selbst nicht schlafen.

Ich ziehe mein Handy aus der Tasche. Vielleicht hat mir ja Paula geschrieben. Mal sehen ... nichts. Die schläft und sabbert das Kopfkissen voll ... das macht sie immer. Manchmal sabbert sie so stark, dass sie davon aufwacht, meine Süße.

Wieder der Blick auf die Monitore, was auch sonst. Der Rückenlieger, der sich vor einigen Minuten auf

die Seite gedreht hatte, liegt mittlerweile auf dem Bauch. Hoffentlich reißt er nicht irgendwelche Kabel ab. Manche Leute wickeln sich regelrecht ein in die Kabel, drehen sich um 360 Grad.

Als ich das letzte Mal die Nachtwache hatte – das ist jetzt fast zwei Wochen her – da passierte etwas ziemlich Unheimliches:

Also, es ist kurz nach fünf, da steht einer der Patienten auf und bleibt neben dem Bett stehen. Das ist nichts Ungewöhnliches, das passiert. Aber dann geht er auf die Kamera zu, bleibt vor der Kamera stehen und schaut direkt hinein. Ich habe also nur noch sein Gesicht auf dem Schirm, die Augen hat er halb geöffnet. Etwa eine Minute schaut er in die Kamera, dann senkt er ganz langsam den Kopf. Ich erinnere mich, dass der Mann eine kahle Stelle mitten auf dem Schädel hatte, etwa so groß wie eine Zweieuro Münze. Eine Minute steht der Mann so da ... als ob er den Boden anschaut, dann hebt er den Kopf und schaut wieder mit halb geöffneten Augen in die Kamera. Puh, mir lief es kalt den Rücken herunter. Ich dachte wirklich, der schaut mich an ... was natürlich nicht sein kann. Nach einigen Minuten geht er zurück zum Bett, legt sich hinein und schläft einfach weiter. Und am nächsten Morgen: „Nee, davon weiß ich nichts. Also da würde ich mich doch erinnern, wenn ich aufgestanden wäre. Habe ich echt in die Kamera geschaut?“

Alex kommt zurück. Ich höre müde Schritte auf dem Flur, dann die Türklinke und das Schleifgeräusch der zu niedrig eingehängten Tür auf dem Linoleum.

„Und? Was Spannendes passiert? Irgendwelche

Schlafwandler?“

„Nö, alles wie gehabt. Immer das gleiche Programm.“ Ich zeige auf einen der Monitore. „Der da hat sich gerade umgedreht.“

„Aha“, sagt Alex. Er schlurft zu seiner Kaffeetasse und schiebt seinen Hintern auf die Arbeitsplatte der kleinen Kochzeile. Dieser Winzling von Küche beansprucht etwa ein Viertel des acht Quadratmeter kleinen Raumes.

„Wieso müssen wir eigentlich zu zweit hier sein?“, frage ich Alex. Er gähnt, bevor er antwortet. Würde ich für jeden seiner Gähner zwei Euro bekommen, dann würde sich das hier richtig lohnen.

„Das hat glaub ich rechtliche Gründe. Du bist ja noch Studentin. Und wenn was passiert, dann muss jemand mit ner abgeschlossenen Ausbildung da sein ...“ Er nimmt einen Schluck Kaffee. „... ab und zu haben wir hier ja auch Leute mit ziemlich heftigen Atemaussetzern. Wenn einer mal blau anläuft oder einem das Herz stehen bleibt, dann ist man wahrscheinlich heilfroh, wenn man nicht alleine ist.“

„Hast du das mal erlebt?“

„Hier im Schlaflabor bisher zweimal. Ist aber noch keiner gestorben in meiner Schicht ... Glück gehabt.“

„Wie lange arbeitest du schon hier?“

„In der Klinik zehn Jahre, hier seit drei Jahren. Wenn man sich an die Nachtschichten gewöhnt hat, ist es ganz in Ordnung, man kriegt ja auch Zulage. Wie lange bist du eigentlich noch hier?“

„Noch vier Wochen wahrscheinlich. Also solange noch Semesterferien sind.“

„Ach so, dann ist das so ne Art Ferienjob. Ich dachte, das gehört bei dir zum Medizinstudium.“

„Nee, nicht direkt. Eher Ferienjob.“

„In welchem Semester bist du eigentlich?“

„Ganz am Anfang. Ich komme jetzt ins dritte.“

„Okay, also noch vorklinischer Teil. Und, machts Spaß?“

„Manchmal“, sage ich und nehme einen Schluck Kaffee. Alex ist okay, ich sollte ihn besser behandeln. Vielleicht sollte ich ihm auch sagen, dass ich erstens auf Frauen stehe und zweitens in festen Händen bin, nicht dass er sich Hoffnungen macht ... er ist ja nicht so viel älter als ich, Anfang dreißig. Hat Alex eigentlich ne Freundin? Ist er verheiratet?

„Was macht denn der da?“ Alex zeigt auf einen der Monitore. „Kann wohl nicht schlafen.“

Einer der Patienten sitzt regungslos auf der Kante des Krankenhausbettes. Er trägt eine gestreifte Schlafanzug hose, sein Oberkörper ist nackt und sein weißer Bauch quillt über den Hosenbund.

„Ich könnte auch nicht schlafen mit dem ganzen Kabelzeug am Körper“, antworte ich. Alex sagt nichts, ich höre ihn hinter mir atmen. Der Mann auf dem grieseligen Schwarzweißschirm sitzt noch immer auf der Bettkante. Nach etwa einer Minute sagt Alex doch etwas:

„Schlechter heißt der, Georg Schlechter. Ist seit zwei Tagen hier zur Beobachtung. Eigentlich ganz angenehmer Typ ... aber immer, wenn ich mit dem gesprochen habe, hatte ich den Eindruck: Mit dem stimmt irgendwas nicht.“

„Sieht doch ganz entspannt aus, wie der da so sitzt.“ In demselben Moment, als ich es sage, kommt mir das Gesagte saublöd vor. Dieser Mann sieht nicht im Geringsten entspannt aus. Er sitzt auf der

Bettkante wie eine Wachsfigur, die man hier hingesetzt hat und die gleich vornüber kippt ... völlig erstarrt. Nicht einmal sein Brustkorb bewegt sich. Atmet der überhaupt noch?

„Irgendwie komisch“, murmelt Alex. „Kennst du das? Du weißt, dass mit jemandem was nicht in Ordnung ist, aber du hast keine Ahnung, was es sein könnte. Du weißt nicht einmal, ob es demjenigen gut oder schlecht geht. Das ist, als ob man in ein Zimmer kommt und irgendwas hat sich verändert. Man weiß nicht was, aber es stört einen, irgendwas stimmt nicht. Und man kann einfach nicht sagen, was es ist.“

Ich mache mhm und schaue weiter den grauen Mann an. Wenn sich wenigstens sein Brustkorb heben und senken würde.

„Wieso ist der eigentlich hier?“, frage ich Alex.

„Müsste ich in der Akte nachschauen ... irgendwas mit Alpträumen glaub ich. Wir sollten den mal im Auge behalten, nicht dass der aufsteht und sich die Kabel abreißt.“

Einige Minuten vergehen, ich starre auf den Monitor ... mein linkes Bein ist eingeschlafen.

„Kannst du kurz übernehmen, ich muss mal ein paar Schritte laufen.“

„Kein Problem, mach nen Spaziergang.“

Ich stehe auf und reibe meine brennenden Augen. Alex setzt sich auf den angewärmten Stuhl, merkt, dass er seinen Kaffee vergessen hat, steht wieder auf und holt ihn. Ich gehe hinaus auf den Flur, schüttle mein linkes Bein, strecke die Arme, reibe gähnend die Augen und merke, dass Gähnen und Augenreiben gleichzeitig schlecht geht. Beim Gähnen zieht sich die Haut um die Augen zusammen ...

zumindest bei mir.

Herrje, ich bin einfach nicht gemacht für Nachtschichten, andere verkraften das viel besser. Auch Alex macht es weniger aus ... okay, der ist es ja auch gewohnt, arbeitet ja schon über zehn Jahre als Pfleger.

Durch den stillen Krankenhausflur – diese Flure sehen für mich immer irgendwie nach Horrorfilm aus, ich denke immer, dass gleich eine Tür auffliegt und etwas Monströses auf mich zustürmt – gehe ich an den Beobachtungszimmern vorbei Richtung Toilette. Dort merke ich, dass ich gar nicht muss, außerdem sind Krankenhausklos nachts noch unheimlicher als Krankenhausflure. Ich gehe ins Treppenhaus und öffne eines der großen, schweren Fenster. Ich lehne mich nach draußen, höre entferntes Katzenschrei und ziehe die kalte, klare Luft ein. Ich mache die Augen zu.

Einige Minuten stehe ich so da, der Wind weht mir das Haar in die Stirn. Ich stelle mir vor, dass ein großer, schwarzer Vogel kommt, mich an den Schultern packt, mich davonträgt und zu Hause absetzt, direkt in mein Bett ... die Decke ist zurückgeschlagen, das Kissen aufgeschüttelt, alles bereit für mich. Als kein Vogel kommt, da ziehe ich das Handy aus der Tasche meiner Jeans: Keine E-Mail, keine SMS, kein Garnichts. Vielleicht sollte ich mir doch mal was zum Lesen mitbringen. Auch morgen und übermorgen habe ich diese blöde Nachtwache. Hoffentlich ist Alex auch da, hoffentlich bin ich nicht alleine ... ich werde ihn mal fragen. Ist das wirklich rechtlich so, dass ich nachts hier nicht alleine sein darf?

Langsam aber sicher wird es unbequem am Fenster. Mit meinen 1,63 muss ich mich auf die Zehenspitzen stellen, um meine Arme auf den hohen Sims zu legen. Ich mache das Fenster zu und mich auf den Rückweg. Als ich eine der schweren Glastüren öffne, höre ich ein langgezogenes Stöhnen aus einem der Krankenzimmer. Ich stelle mich an die Tür, lege mein Ohr an das kühle, stumpfe Plastik und lausche. Jemand hustet, stöhnt noch einmal, und sagt etwas, das wie „Herrjemine“ klingt. Ich klopfe an und frage, ob alles okay ist. Ja, es ist alles okay. So sagt es mir der Mann in dem Zimmer. Aber er sieht überhaupt nicht okay aus ... er sieht aus, als hätte er nicht mehr viel Zeit.

„Soll ich jemanden rufen?“

„Nein, junge Frau. Geht schon wieder.“

Ich lächle dem alten Mann zu und wünsche ihm eine gute Nacht. Dann verlasse ich das Zimmer und gehe Richtung Schlaflabor ... durch den menschenleeren Flur, vorbei an den vielen Zimmern mit den mehr oder weniger kranken, mehr oder weniger sterbenden Menschen.

Alex liegt fast auf dem Drehstuhl, wenn er nicht aufpasst, dann rutscht er unter den Tisch. Er starrt auf die Monitore, dreht sich nicht zu mir um.

„Was ist mit dem Typ, der auf der Bettkante gesessen hat?“, frage ich ihn.

„Hat sich wieder hingelegt.“

„Soll ich übernehmen?“

„Ja, gerne. Ich hab sowieso noch Papierkram “

Alex rollt mit dem kleinen Drehstuhl in die Mitte des Raumes, steht auf und schiebt mir das Ding hin. Dazu macht er eine angedeutete Verbeugung, die ein bisschen linkisch aussieht, irgendwie verkrampft. Er hat schon wieder diese dicken, neongelben Turnschuhe an. Bestimmt ärgert er sich, dass ich sie noch nicht bemerkt/kommentiert/gelobt habe.

„Nette Schuhe übrigens.“

Ich setze mich.

„Danke. Sind ganz neu.“

Manchmal klingt er fast schwul. Ich drehe mich Richtung Monitore und Alex schiebt mich hin. Ja, Georg Schlechter hat sich wieder hingelegt. Es kommt mir vor, als hätte er die Augen geöffnet, aber das ist auf dem kleinen Röhrenmonitor nicht richtig zu erkennen. Von wann sind diese Bildschirme? Aus den Achtzigern?

„Kann man da irgendwie ran zoomen?“, frage ich Alex, der hinter mir mit Papier raschelt.

„Nee, das geht nicht. Das würde ja Lärm machen.“

„Wieso würde das Lärm machen?“

„Na weil die Linsen in dem Objektiv sich dann bewegen und das gibt so ein surrendes Geräusch.“

„Es gibt bestimmt auch leise Linsen“, sage ich, und schaue weiter Herrn Schlechter an. Ich bin mir fast sicher, dass er die Augen offen hat.

Alex stöhnt leise auf. Er stöhnt auf, weil er denkt, ich hätte keine Ahnung von Objektiven und den Geräuschen, die Objektive beim Zoomen so machen. Gleich kommt sein Spruch ... er holt schon Luft.

„Sag jetzt bitte nichts von wegen Frauen und Technik ... und dass das nicht zusammenpasst. Wenn ich das noch einmal höre, dann gehe ich hier

raus und fahr nach Hause.“

Alex hält die Klappe und ich habe ein ganz klein wenig ein schlechtes Gewissen ... es ist auszuhalten. Wie ein bitterer Geschmack im Mund, von dem man weiß, dass er nicht lange anhält.

„Ist eben nicht jeder so originell wie du“, sagt Alex nach einigen Sekunden. Ist er beleidigt? Ich antworte nicht, schaue auf die Monitore.

„Du musst übrigens nicht dauernd auf diese Bildschirme starren. Die Patienten sind alle verkabelt. Wenn mit einem was nichts stimmt, wenn einer nicht mehr atmet, dann geht sowieso der Alarm los.“

Ich gähne und starre weiter auf die Bildschirme. Was soll ich denn sonst machen? Hinter mir raschelt Alex mit Papier. Dann höre ich das Geräusch einer Kugelschreiberkugel auf Papier. Alex schreibt schnell, schwungvoll. Es hört sich an, als ob jemand leise aber schnell ra-ra-ra-ra-ra sagt.

Jetzt ist es kurz nach vier und ich trinke meinen dritten Kaffee. Langsam muss ich aufhören, sonst kann ich nicht schlafen, wenn ich in zweieinhalb Stunden zu Hause bin. Meine Augen wandern über die Monitor-Menschen, live, klein und ganz ohne Farbe. Nichts Ungewöhnliches, eine Frau ist wach und leckt sich die Lippen, ein älterer Mann fasst sich im Halbschlaf an die Nase. Es sieht aus, als wolle er sie festhalten und würde dabei immer wieder abrutschen ... irgendwie süß.

Mir fallen die Augen zu. Ich könnte meinen Kopf auf den Tisch legen und wegdösen. Vielleicht hilft Frischluft.

„Ich mach noch nen kleinen Spaziergang.“

„Viel Spaß“, antwortet Alex ohne aufzusehen.

Wieder gehe ich zu dem großen Fenster im Treppenhaus. Wieder kommt kein schwarzer Vogel und trägt mich in mein Bett. Als ich zurück bin, sitzt Alex vor den Monitoren.

„Schau mal, der Schlechter hat sich wieder hingesetzt.“

Ich stelle mich hinter Alex, schaue ihm über die Schulter. Ja, Herr Schlechter sitzt wieder auf dem Rand des Bettes ... völlig starr, genau wie vorhin. Plötzlich kommt Bewegung in die Szene.

„Was macht er denn jetzt?“, fragt Alex.

„Sieht so aus, als ob er aufstehen will. Vielleicht muss er aufs Klo.“

Georg Schlechter wippt mit dem Oberkörper vor und zurück, als wolle er Schwung holen. Aber immer, wenn sein Körper vorne ist, wenn er sein Gewicht auf die Beine verlagern könnte, schwingt er wieder zurück. Er erinnert mich an verhaltensgestörte Zootiere in zu kleinen Käfigen, die machen auch solche Bewegungen. Als Kind haben mich meine Eltern oft in den Zoo mitgenommen. Schon als kleines Mädchen hatte ich Mitleid mit den eingesperrten Tieren.

Plötzlich steht er auf, der graue Mann auf dem grauen Bildschirm. Er macht zwei Schritte vom Bett weg und bleibt dann stehen. Vorsichtig entfernt er die Kabel von seinem Körper.

„Glaubst du, der ist wach?“, frage ich Alex.

„Wirkt auf jeden Fall sicher auf den Beinen.“

Der Mann auf dem Bildschirm schaut sich im Zimmer um. Diese Zimmer sind nicht komplett abgedunkelt, man kann sich orientieren.

„Soll ich mal zu ihm gehen ... ihn fragen, ob alles in Ordnung ist?“

Alex lässt sich Zeit mit der Antwort.

„Nee, lass mal. Vielleicht geht der wirklich nur aufs Klo.“

„Ich dachte nur ... wegen der Kabel.“

„Nee, warte mal.“

Herr Schlechter geht nicht aufs Klo, er geht langsam um das Bett herum und stellt sich in eine Ecke des Zimmers, mit dem Gesicht zur Wand. Wir sehen nur noch seinen Rücken.

„Was zum Teufel gibt das?“, flüstert Alex.

Herr Schlechter steht da wie ein Schüler, den der Lehrer zur Strafe in die Ecke gestellt hat. Die Hände scheint er vor dem Körper verschränkt zu haben, wir sehen nur die Ellenbogen.

„Vielleicht sollte ich doch mal zu ihm gehen“, sage ich. Alex antwortet nicht. Er hat die Stirn in Falten gelegt und kneift die Augen zusammen.

Wir sehen es im gleichen Moment. Die Schlafanzughose des grauen Mannes auf dem Monitor färbt sich dunkel. Ein großer Fleck breitet sich darauf aus.

„Hat der sich gerade in die Hose gemacht?“, frage ich Alex. Er antwortet nicht, starrt angestrengt auf den kleinen, grauen Bildschirm und reibt sich das schlecht rasierte Kinn.

Plötzlich knallt Alex die Hände auf den Tisch. Ich erschrecke und zucke vor ihm zurück. Er stößt sich ab, springt vom Stuhl auf und rennt zur Tür. Was verdammt ist los? Schon ist Alex draußen, harte Schritte auf dem Flur. Ich schaue auf den Monitor. Herr Schlechter steht in seiner Ecke, der Fleck wird

immer größer. Das ist kein Urin, das ist etwas Dichteres, etwas Dunkleres, etwas ... oh Gott! Ich sehe noch, wie Alex ins Zimmer stürmt.

Herr Schlechter sackt in sich zusammen, bevor der Pfleger bei ihm ist.

Kein Schwarzweiß mehr, alles in Farbe. Alex hat auf den Lichtschalter geschlagen, alles liegt bunt und ekelhaft vor mir. Ich stehe in der Tür und Herr Schlechter liegt in seinem Blut. Alex beugt sich über ihn und versucht, die Bauchwunde zusammenzupressen. Das Messer steckt noch, man darf es nicht herausziehen, daran erinnere ich mich, die Wunde kann sich noch weiter öffnen, Blutgefäße, die durch das Messer-

„LENA! HOL HILFE! MACH SCHON!“

Ich stehe da wie erstarrt, glotze idiotisch auf das verschmierte Metall, das in Herrn Schlechter steckt. Mein Körper will in unterschiedliche Richtungen davon und das blockiert mich. Ich sehe, dass das Messer einen mattschwarzen Kunststoffgriff hat. Ich habe selbst so eines zu Hause, ich nehme es zum Zwiebelschneiden.

„JETZT MACH ENDLICH!“

Ein Ruck geht durch meinen Kopf ... als würde mir jemand Stromkabel an die Schläfen halten. Ich renne los, zurück in das Zimmer mit den Monitoren. Scheiße! Scheiße! Scheiße! Wo ist das verdammte Telefon? ... da ist es! Ich wähle die Nummer für die Notfälle und schreie in den Apparat, dass wir Hilfe brauchen. Schwere Bauchwunde, starker Blutverlust.

Macht schnell, verdammt noch mal! Beeilt euch! Wer ich bin? Lena heiß ich ... Studentin, Schlaflabor. Pfleger Alex? Der versucht zu verhindern, dass der blutende Mann in zwei Teile auseinanderreißt. Jetzt hilft uns endlich!

Weniger als eine Minute später stehe ich auf dem Gang, das Zimmer von Herrn Schlechter ist voller Leute, die sich um sein Leben bemühen. Meine Aufgabe ist es, den Patienten, die aufgeschreckt vom Gebrülle und Gerenne aus ihren Zimmern kommen, zu sagen, dass sie sich wieder hinlegen sollen. Ich komme mir vor wie ein Polizist in einem amerikanischen Krimi: Hier gibt es nichts zu sehen, Leute! Geht wieder schlafen und träumt was Schönes! Und macht keinen Scheiß mit irgendwelchen Messern!

Natürlich sage ich es nicht so. Ich sage den Leuten einfach, dass sie sich wieder hinlegen sollen, dass wir einen Notfall haben und dass gleich wieder Ruhe herrschen wird. Die meisten Patienten hören auf mich, gehen wieder ins Bett. Nur wenige bleiben stur stehen. Sie sind froh, dass mal was passiert, dass Lärm und Tod die Krankenhauslangeweile durchbrechen.

Doch Herr Schlechter ist nicht tot. Auf einer blutbesudelten Liege wird er Richtung Intensivstation geschoben. Sie machen schnell, dürfen keine Zeit verlieren. Zwei Ärzte und zwei Schwestern sind um ihn herum, kümmern sich um den Verletzten. Wo zum Teufel ist Alex? Er muss noch im Zimmer sein ... und ja, da ist er. Ganz langsam habe ich die Tür aufgeschoben, der Boden voller Blut ... darin Abdrücke von Schuhsohlen, von Händen und Knien.

Ein Fenster steht offen und auf dem Krankenhausbett liegen aufgerissene Plastikpackungen.

Alex sitzt am Fußende des Bettes, aus dem vor wenigen Minuten Herr Schlechter gestiegen ist. Neben ihm eine junge Ärztin. Sie hält seine Hand. Als Alex mich sieht, da schaut er mir direkt in die Augen. Ich will ihm sagen, dass es mir so leid tut. Vielleicht ist es ja diese eine Sekunde, die ich gezögert habe, die Herrn Schlechter das Leben kostet. Wenn ich doch nur ...

Alex sagt etwas, bevor ich etwas sagen kann. Er klingt nicht wütend, nur erschöpft.

„Hast du gesehen, dass der ein Messer hatte?“

Nein, sage ich. Ich habe es wirklich nicht gesehen. Wenn ich es gesehen hätte, dann hätte ich doch nicht ...

„Der muss das so gehalten haben, dass es immer von seinem Körper verdeckt war. Ich hab das einfach nicht gesehen.“

Ich wiederhole, dass ich es auch nicht gesehen habe. An so etwas denkt man ja nicht. Das hier ist die Abteilung für Leute mit Schlafstörungen, nicht die geschlossene Psychiatrie.

„Ich habe das einfach nicht gesehen“, wiederholt Alex. Er schaut auf den Boden, zwei Meter vor ihm trocknet das Blut. Ich bilde mir ein, dass man es riecht, ich will raus hier, das Zimmer sieht aus, als wäre darin ein großes Tier geschlachtet worden.

„Mit so etwas rechnet man ja nicht“, sage ich. Etwas Besseres fällt mir nicht ein aber ich ertrage die Stille nicht. Sie hat etwas Bedrohliches, es muss doch weitergehen. Alex schaut immer noch auf den Boden. Er wirkt auf mich, als würde er angestrengt

nachdenken: Wo hatte der das Messer? Wieso haben wir das nicht gesehen, dieses Messer? Ich suche den Blick der jungen Ärztin, schaue sie bittend an und mache eine Kopfbewegung Richtung Tür. Sie versteht.

„Okay, wir müssen jetzt langsam hier raus. Komm Alex, deine Schicht ist sowieso gleich zu Ende. Geh nach Hause und leg dich hin. Ich ruf dich später mal an. Und Sie ... wie war Ihr Name?“

„Lena, Lena Pander.“

„Sie sind Studentin, oder?“

„Ja, zweites Semester.“

„War das Ihr erster Notfall?“

„Ja ... also zumindest in dieser Form.“

„Geht es Ihnen gut?“

„Ja, alles okay. War nur ein ziemlicher Schreck.“

„Gut, Frau Pander. Sie sollten auch nach Hause gehen. Wenn etwas ist, dann können Sie bei uns anrufen ... und jetzt mal raus hier.“

Als ich in der fast leeren Straßenbahn sitze, da kommt alles wieder. Ich glaube sogar, metallisch-süßlichen Blutgeruch in der Nase zu haben. Noch in der Klinik habe ich heiß geduscht und mich umgezogen. Es war das erste Mal, dass ich so etwas erlebt habe, dass ich so viel Blut gesehen habe. Wo verdammt hatte der das Messer her? In Gedanken gehe ich alles wieder und wieder durch. Als er auf der Bettkante saß, da hatte er die Hände im Schoß, kein Messer. Oder hat man das auf diesem beschissenen kleinen Monitor bloß nicht gesehen?

Die Gedanken laufen im Kreis, ich finde nicht den Haken, an dem ich sie festmachen kann, um ihnen eine Richtung zu geben. Vielleicht hatte er das

Messer in der Hose ... aber dann hätte man doch den Griff ... vielleicht hätte ich gleich sehen müssen, dass das nicht Urin sondern ...

Einige Meter von mir entfernt sitzt eine alte Nonne. Sie hat einen mächtigen Schädel und Hände, die nach lebenslanger körperlicher Arbeit aussehen. Neben ihr steht ein großer Korb voller Brötchen. Verteilt sie die an Obdachlose? Um diese Zeit?

Völlig abstruse Gedanken kommen mir, während ich durch die nur widerwillig erwachende Stadt meinem Bett entgegen rattere. Vielleicht ist das mit Herrn Schlechter ja nur passiert, weil ich mir am Fenster im Treppenhaus diesen großen, schwarzen Vogel gewünscht habe. Der Vogel ist auch gekommen, ist durchs Fenster geschlüpft, als ich es zugemacht habe. Und dann hat er nicht mich, sondern Herrn Schlechter geholt. Aber Moment ... ich weiß ja überhaupt nicht, ob er tot ist. Sie haben ihn auf die Intensivstation gebracht, sie haben sich beeilt ... vielleicht ist diese Nonne mit den Brötchen der große schwarze Vogel ... Scheiße Lena! Hör auf mit dem Quatsch! Du musst ganz dringend ins Bett. Deine Gedanken laufen Amok. Als ich die Wohnungstür aufschließe, da höre ich Paulas leises Schnarchen. Sofort fühle ich mich besser.

Unsere Wohnung besteht nur aus einem großen Zimmer und einem Bad, das so klein ist, dass ich mit ausgestreckten Armen die gegenüberliegenden Wände berühren kann. Wenn wir es machen, dann habe ich Angst, dass man uns im Treppenhaus hört. Wissen die Nachbarn überhaupt, dass wir ein Paar sind?

Ich gehe zu Paula, ziehe mich aus und versuche,

meine Liebste ein bisschen zur Seite zu schieben. Wenn sie alleine schläft, dann nimmt sie sich immer das ganze Bett. Dass sich ein Mensch so ausbreiten kann ...

Von meinem Geschiebe wacht Paula auf, macht Platz und fragt mich, wie meine Schicht war.

„Ein Patient hat versucht, sich umzubringen“, antworte ich.

„Schön ... das kannst du mir ja alles morgen erzählen.“

Sie hat überhaupt nicht gehört, was ich gesagt habe. Sie ist überhaupt nicht richtig wach. Ich lege mich hin, knipse das Licht aus und schaue ins Halbdunkel des kleinen Zimmers. Ich habe Angst, ganz viel Blut zu sehen, wenn ich die Augen schließe ... einen großen, schmierigen Fleck, darin die Spuren von Füßen, Knien und Händen. Als ich mich endlich traue ist da nur gnädiges Schwarz. Goodbye cruel world. Neben mir das gleichmäßige Atmen meiner Liebsten.

Kapern

Herr Schlechter lebt. Zwei Tage kritischer Zustand, dann konnten sie ihn stabilisieren. Sie mussten ihm wohl ein größeres Stück Darm entfernen. So weit ich weiß, ist er mittlerweile wieder ansprechbar. Gott sei Dank.

Einige Mal habe ich mich mit Alex über das unterhalten, was vor einer Woche passiert ist. Er scheint die Sache gut wegzustecken, ist wohl auch stolz darauf, dass er dem alten Mann das Leben gerettet hat ... Alpträume hat er keine, ebenso wenig wie ich. Keine schwarze Vögel, die alte Männer wegtragen. Keine Blutlachen, in denen plötzlich Fußabdrücke erscheinen.

Eigentlich hat die ganze Sache ja auch etwas Gutes: Wenn man in einem Krankenhaus arbeitet, dann muss man sich im Klaren darüber sein, dass Extremsituationen auftreten können. Irgendwann gerät jede Schwester und jeder Krankenpfleger in solch eine Lage, ebenso jeder Arzt und jede Ärztin. Ich war einfach etwas früher dran, ich habe das erste Mal schon hinter mir. Und dafür, dass ich so etwas noch nie erlebt hatte, habe ich mich gut gehalten ... sagt zumindest Alex.

„Aber was ich nicht verstehe: Wie kann sich jemand den Bauch aufschlitzen und dabei einfach stehen bleiben. Du hast das ja auch gesehen, Lena ... also auf den Monitor. Es gehört sowieso eine unmenschliche Überwindung dazu, sich ein Messer

in den Bauch zu stecken ... und dann noch hochzuziehen. Und der bleibt einfach stehen, knickt nicht mal zusammen. Erst nach mehreren Sekunden ist der ja umgefallen. So was habe ich echt noch nicht erlebt.“

Als Alex diesen Satz sagt, da sitzen wir im Zimmer von Herrn Strauss, dem Leiter des Schlaflabors. Strauss ist Neurologe und Psychotherapeut, hat mehrere Dokortitel, einen kleinen, runden Bauch, sehr viel Arbeit und deshalb nie Zeit.

Seltsamerweise hat er nach Herrn Schlechters Selbstmordversuch sehr viel Zeit. Offensichtlich interessiert ihn die Angelegenheit. Schon viermal saßen ich und Alex seitdem in Strauss Büro, jetzt ist es das fünfte Mal und eigentlich ist ja schon alles gesagt.

Aber Strauss will mehr. Er fragt uns regelrecht aus, jedes Detail will er wissen: Wie sich Georg Schlechter am Abend zuvor verhalten hat. Ob er irgendetwas gesagt hat, bevor er ins Bett ging. Wie sein Gesichtsausdruck war. Wie lange genau er auf der Bettkante saß, bevor er aufstand und in die Zimmerecke ging ... Ich und Alex beantworten die Fragen so gut, wie es eben geht. Wir haben uns nichts vorzuwerfen, wir haben keine Fehler gemacht

...

„Der ist einfach nicht umgefallen“, sagt Alex und schüttelt ganz leicht nur den Kopf.

„Ja, das ist wirklich sehr merkwürdig“, antwortet Strauss. „Die Wunde war ja sehr groß ... ist er ganz aufrecht stehen geblieben?“

„Ja“, sagt Alex, „mehrere Sekunden lang.“

„Und Sie haben das auch gesehen?“, wendet sich Strauss an mich.

„Ja ... er ist aufrecht gestanden. Erst als Herr Pfahl (so heißt Alex mit Nachnamen) schon ins Zimmer gerannt ist, ist er umgekippt.“

Strauss krault sich den Siebentagebart (grobe Schätzung) und lehnt sich im Stuhl zurück.

„Manchmal entwickeln Menschen in Extremsituationen ungeahnte Fähigkeiten, also zum Beispiel in Situationen enormer psychischer Angespanntheit ... oder in Gefahrsituationen. Haben Sie das mit dem Traktor gelesen?“

Alex sagt nein. Ich schüttele den Kopf und mache ein Geräusch, das ebenfalls nein heißen soll.

„Das war vor einigen Wochen in den Medien. Da ist ein Vater mit seinem Sohn Traktor gefahren und an einem Hang ist das Fahrzeug umgekippt. Der Sohn war unter dem Traktor eingeklemmt und der Vater hat die eine Seite des Traktors angehoben, damit der Junge sich befreien konnte. Damit Sie mich nicht falsch verstehen, dieser Mann war nicht Gewichtheber, das war ein ganz durchschnittlicher Mann Mitte vierzig. Aber in Extremsituationen entwickeln Menschen manchmal ungeahnte Fähigkeiten, ob dies nun eine enorme Körperkraft ist oder die Fähigkeit Schmerzen zu ertragen und trotz einer schweren Verletzung regungslos zu verharren.“

Strauss streicht sich immer noch durch den Bart. Er scheint nachzudenken. Auch die Geschichte mit dem Traktor hörte sich ein wenig so an, als hätte sie der Neurologe sich selbst erzählt um seine eigenen Gedanken in Bewegung zu versetzen. Langsam fühle ich mich unwohl. Was soll ich noch hier? Wir haben

doch schon alles durch. Was will Strauss noch von uns? Wir haben doch alles richtig gemacht.

„Ich glaube, wir sollten wieder an die Arbeit gehen“, sagt Alex. „Sonst sind die Kollegen sauer.“

Strauss reagiert mit Verzögerung. Nur widerwillig kehrt er aus seiner Gedankenwelt zu uns zurück. Er nimmt seine Hand vom Kinn und trommelt mit den Fingern auf dem beigefarbenen Plastischreibtisch.

„Gut ... wir sind auch so weit fertig. Falls Ihnen noch irgendwas einfällt, dann melden Sie sich doch bitte bei mir.“

„Natürlich“, sagt Alex.

Wir gehen zur Tür und verabschieden uns. Strauss antwortet nicht. Er ist wieder bei seinen Gedanken, die Hände hat er vor der Brust gefaltet ... sieht fast aus, als würde der Neurologe beten.

„Was will der eigentlich von uns? Wir haben dem jetzt schon viermal die gleiche Geschichte erzählt.“

Alex und ich sind einige Meter den Flur runter. Ich bin mir sicher, dass Strauss uns nicht mehr hören kann.

„Immerhin war Herr Schlechter sein Patient“, antwortet Alex. „Wahrscheinlich macht Strauss sich Vorwürfe, weil er nicht gemerkt hat, dass der selbstmordgefährdet ist.“

„Du hattest doch an dem Abend noch mit dem gesprochen. Du hast doch auch nichts gemerkt, oder?“

„Nein, eigentlich nicht. Hat im Grunde einen normalen Eindruck gemacht. Vielleicht ein bisschen

grüblerisch ... aber jetzt nicht direkt depressiv. Ich hatte zwar irgendwie ein komisches Gefühl bei dem, aber auf keinen Fall so, dass man denkt: Der will heute Schluss machen.“

„Weiß man eigentlich, wo er das Messer her hatte?“

„So weit ich weiß von zu Hause, war jedenfalls kein Krankenhausmesser ... ein ganz normales Küchenmesser. Wir können die Leute ja nicht kontrollieren, ob sie Messer dabei haben.“

„Nee, natürlich nicht.“

Alex zuckt mit den Schultern.

„So etwas passiert einfach, das kann man wahrscheinlich nicht verhindern. Wir beide haben einfach nur Pech gehabt, dass es in unserer Schicht passiert ist. Na ja, wie auch immer ... ich muss hier lang, man sieht sich.“

Er biegt links ab, ich gehe weiter geradeaus ... Richtung Schlaflabor. Es ist kurz nach acht, in zwei Stunden ist meine Schicht zu Ende. Noch ein bisschen Papierkram erledigen, zwei Patientengespräche und dann nach Hause. Paula hat gesagt, dass sie heute etwas kocht. Sie ist eine mutige, allerdings keine besonders gute Köchin. Mal sehen, was es gibt ... und ob es noch zu retten ist.

„Wir müssen uns echt mal eine größere Wohnung zulegen.“

Paula verdreht die Augen, als ich das sage. Sie stochert in ihren Spaghetti, schiebt zwei Kapern Richtung Tellerrand.

„Und wie sollen wir die bezahlen? Du bist Studentin und ich bin in der Ausbildung.“

Die Kapern wandern noch ein wenig weiter Richtung Abgrund, gleich fallen die matschigen Knospen auf den Tisch. Wieso macht Paula die Dinger eigentlich in die Soße, wenn sie sie später wieder aussortiert? Mir zuliebe? Hab ich mal gesagt, dass ich Kapern liebe?

„Komm schon Paula, lass uns zumindest darüber reden. Die Wohnung hier ist auch nicht billig, eigentlich zahlen wir sogar zu viel für die 35 Quadratmeter. Ich glaube, dass wir für das gleiche Geld was Größeres bekommen, vielleicht was mit zwei Zimmern und Balkon.“

„Aber nicht in dieser Gegend“, antwortet Paula.

„Okay, vielleicht nicht in dieser Gegend. Aber mir wäre eine größere Wohnung wichtiger als die Gegend. Dann können wir uns auch mal aus dem Weg gehen.“

Paula grinst mich an.

„Geh ich dir auf die Nerven, meine Süße?“

Ich grinse zurück. Eigentlich mag ich es ja nicht, wenn sie mich „Süße“ nennt, das klingt so tussig.

„Wenn man in einem Zimmer zusammenhockt, dann geht man sich zwangsläufig auf die Nerven ... früher oder später. Man muss sich auch mal aus dem Weg gehen können.“

Paula hat zwei weitere Kapern gefunden und schiebt sie an den Tellerrand. Am liebsten würde ich sie fragen, warum sie diese Dinger ins Essen macht, wenn sie sie nicht mag. Aber aus der festen Überzeugung heraus, dass man in einer Partnerschaft auch mal die Klappe halten muss, halte ich

ebendiese und trinke einen Schluck Rotwein.

„Wahrscheinlich hast du Recht“, sagt Paula.
„Vielleicht sollten wir uns wirklich nach einer größeren Wohnung umsehen. Dann hast du vielleicht auch weniger Schiss, dass uns jemand beim Sex zuhört.“

Darauf antworte ich nicht. Paula mag meine Angst albern finden ... aber sie ist nun einmal da, diese Angst. Und was heißt überhaupt „Angst“, ich WILL schlicht und einfach nicht, dass uns die Nachbarn dabei zuhören. Bin ich jetzt verklemmt? Bin ich jetzt spießig? Mir doch egal!

„Habs nicht so gemeint ... sorry.“

„Schon okay.“

Ich lege die Gabel weg und strecke die Hand über den Tisch. Sie nimmt sie, drückt sie kurz, streichelt dann die Oberseite meiner Finger. Es kitzelt ... allerdings nicht so stark, dass ich meine Hand wegziehen muss.

„Wie geht es dir überhaupt?“, fragt sie mich.
„Denkst du noch oft an die Sache mit dem Typen, der sich umbringen wollte?“

„Nein, nicht so oft. Ich hatte ja Angst, dass ich Alpträume oder Schlafstörungen oder so was bekomme. Aber bisher war nichts.“

Paula lächelt mich an. Sie sieht gut aus mit ihren kurzen, platinblond gefärbten Haaren ... allerdings auch ein bisschen hart.

„Hätte mich auch gewundert, wenn du Alpträume bekommst. Du hast schon immer geschlafen wie ein Stein. Du rollst dich sogar zusammen und siehst dann aus wie ein Stein.“

„Red kein Blödsinn, iss lieber deinen Teller leer,

damit ich abwaschen kann.“

„Ja, Mama, ich ess meinen Teller leer.“ Sie verstellt ihre Stimme, ahmt ein kleines Kind nach. Dann lässt sie meine Hand los und isst brav ihren Teller leer. Nur die dunkelgrünen Knospen lässt sie übrig.

Fünf Minuten später stehe ich an der Spüle – so machen wir das immer, eine kocht, die andere spült – und Paula sucht im Netz nach Wohnungsanzeigen.

„Also irgendwie ist das alles nichts.“

„Was?“

„Das ist alles nichts.“

„Du suchst ja auch erst seit fünf Minuten.“

„Trotzdem. Entweder zu teuer oder blöde Gegend.“

Ich antworte nicht, stelle meinen Teller auf dieses Holzgerippe, das wir bei IKEA gekauft haben, und wische mir die Hände an einem Geschirrtuch ab, das ein klein wenig nach Knoblauch stinkt. Irgendwie ist alles zu eng hier. Eine größere Wohnung wäre bestimmt auch sauberer ... zumindest würde sie sauberer aussehen. Paula meldet sich.

„Das ist alles Scheiße hier. Vielleicht sollten wir erst mal einfach rumfragen, also bei der Arbeit ... oder irgendwelche Bekannte. Die guten Wohnungen kriegst du eh nur, wenn du jemanden kennst, das ist leider so.“

Langsam werde ich sauer.

„Du hast gerade mal fünf Minuten geschaut und schon gibst du auf. Und dann bleibt wieder alles an mir hängen.“

„Hör mal, lass uns doch einfach im Bekanntenkreis und unter den Kollegen fragen. Oft ergibt sich da was. Und falls nicht, dann können wir immer noch im Internet und in den Zeitungen schauen. Okay?“

„Okay“, sage ich und mache den Fernseher an. Vielleicht hat sie ja Recht.

Paula fährt den Computer runter, kommt zu mir, legt ihren Arm um mich und küsst mich auf die Stirn. Mein Bruder hat mal zu mir gesagt, Paula wäre mein Mann. Er hat sich nur versprochen, hat sich sogar entschuldigt. Aber irgendwie kann ich es verstehen, wenn Leute mich als die Frau und Paula als den Mann betrachten. Es sind nicht nur die Gesten. Paula hat kurzes, ich langes Haar. Sie ist auch größer und kräftiger als ich. Und auch bei handwerklichen Sachen ist sie besser.

Schluss mit diesem Männer-Frauen-Scheiß. Ich bin einfach froh, Paula zu haben. Wir sind zwei Jahre zusammen und ich liebe sie immer noch. Es wäre furchtbar für mich, würde ihr etwas passieren.

Ein Angebot

Ein Tag auf Station, einer wie die ganzen anderen auch. Das mit Herrn Schlechter ist jetzt zwei Wochen her, er ist aus der Intensivstation raus und keiner redet mehr über die Angelegenheit. Auch Strauss hat aufgehört, mich und Alex auszufragen. Fast eine Woche war ich nicht mehr bei ihm im Zimmer.

Ab und zu habe ich das Gefühl, ich sollte zu Herrn Schlechter gehen, einfach Hallo sagen und fragen, wie es geht. Schließlich war ich dabei, als sich der Mann das Leben nehmen wollte. Ich habe mich schon erkundigt, auf welcher Station er liegt. Andererseits ... er kennt mich nicht, hat mich nie gesehen. An dem Abend, bevor er sich das Messer in den Bauch rammte, war Alex bei ihm, nicht ich. Was sollte ich Herrn Schlechter sagen? Etwa „Hallo, Sie kennen mich zwar nicht, aber ich weiß, wie es aussieht, wenn Sie am Verbluten sind“? Nein, ich werde nicht zu ihm gehen. Was sollte ich dort? Ich hol mir lieber einen Kaffee.

Als ich die kleine Kaffeeküche betrete, ist sie schon voll mit Schwester Anne. Diese Frau ist ungefähr zwei Meter groß und einen Meter breit. Okay, ich übertreibe ... sie ist etwa 1,80. Trotzdem eine imposante Erscheinung. Sie sieht aus wie eine russische Gewichtheberin.

„Hallo Frau Pander, wie gehts?“

Meine Antwort wartet sie nicht ab.

„Sagen Sie mal, Sie haben doch letztlich gemeint,

dass Sie und ihr Freund eine Wohnung suchen. Ein Bekannter von mir hätte da vielleicht was für Sie und Ihren Liebsten.“

Ich überlege, ob ich ihr sagen soll, dass mein Liebster eine Liebste ist, entscheide mich aber dagegen. Man weiß nicht, wie die Leute reagieren.

„Ähm ... was wäre das denn?“

„Das weiß ich auch nicht so genau. Aber Sie können ja mal bei dem anrufen und nachfragen.“

Schwester Anne zieht ein zweifach gefaltetes Stück Papier aus ihrer Hosentasche. Sie faltet es auf, hält es am ausgestreckten Arm von sich weg (ist sie weit-sichtig?) und liest den Namen vor: Egner ... Andreas Egner. Dann schaut sie mich an und ich weiß nicht, wie ich reagieren soll. Sollte ich diesen Herrn Egner kennen?

„Ich geb Ihnen mal den Zettel, Frau Pander. Dann rufen Sie da an und klären alles Weitere.“

„Danke“, sage ich etwas verduzt. Ihr letzter Satz klang fast wie ein Befehl. Allerdings klingen viele der Sätze, die dieses Monstrum von Krankenschwester im Laufe einer Schicht sagt, wie Befehle. Diese Stimme passt zum Körper, in dem sie wohnt.

„So, dann mal weiter.“

Schwester Anne stellt ihre Tasse in die Spüle und schiebt sich an mir vorbei aus der engen Kaffeeküche. Ich stehe da mit dem Zettel in der Hand. Fast habe ich den Eindruck, als habe die Krankenschwester gerade irgendeine Pflicht erfüllt: Auftrag ausgeführt und nun zurück zum Arbeitsalltag. Ach, ich denke einfach zu viel nach. Sagt Paula auch immer.

Als ich den Zettel anschau, den mir Schwester Anne in die Hand gedrückt hat, da habe ich schon wieder das Gefühl, dass etwas nicht stimmt. Ich halte ein mit Zahlen und Buchstaben beschriebenes Stückchen Papier in der Hand und habe ein komisches Gefühl dabei. Scheiße! Was zum Teufel ist los mit mir? Geht mir diese Sache mit Herrn Schlechter doch noch nach? Bin ich plötzlich hypersensibel? Ich stecke den Zettel ein und gehe zurück an meine Arbeit. Die Ablenkung tut mir gut.

Heute hat Paula nicht gekocht. Sie hat Nudeln vom Chinesen geholt, die wir vor dem Fernseher essen. Die hohen Pappschachteln sind bis zum oberen Rand gefüllt. Es sieht aus, als hätte der Koch die Nudeln mit Gewalt in die Schachteln gepresst. Man könnte die Nudelblöcke trocknen lassen und daraus eine Mauer bauen.

„Und? Wie wars bei der Arbeit“, fragt Paula mit vollem Mund. Ihre Lippen glänzen vom Fett und von der Sojasoße.

„Och, ganz okay. Mich hat ne Krankenschwester angesprochen. Ein Bekannter von ihr hat anscheinend eine Wohnung zu vermieten.“

Ich esse weiter. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass Paula ihre Stäbchen in die Nudeln gesteckt hat und mich anschaut.

„Ja und? Was ist das für eine Wohnung?“

„Keine Ahnung. Die hat mir nur einen Zettel mit einer Telefonnummer in die Hand gedrückt und mir gesagt, dass ich da mal anrufen soll.“

„Hast du schon angerufen?“

„Nein, hab ich nicht.“

„Und? Rufst du noch an?“

„Ich denke schon.“

„Du bist ja gesprächig heute. Macht echt Spaß mit dir.“

„Tut mir leid, Schatz. War ein langer Tag ... außerdem kommt mir die Sache mit dem Bekannten von der Schwester komisch vor.“

„Wieso komisch?“

Ich denke nach, komme aber zu keiner Antwort. Ich merke nur, dass meine Nudeln kalt werden, dass ich nicht mehr esse, sondern das Zeug in der Pappschachtel von einer Seite auf die andere schiebe. Dabei schmeckt es mir.

„Krieg ich vielleicht ne Antwort?“

Jetzt klingt Paula gereizt.

„Ich habe keine Antwort. Ich weiß auch nicht, warum mir die Sache komisch vorkommt. Ich glaube, es liegt an der Art, wie sie mir den Zettel gegeben hat ... und wie sie mit mir gesprochen hat. Das war so, als würde sie eine Pflicht erledigen. Die hat sich auch gleich verabschiedet, als ich den Zettel hatte.“

„Vielleicht ist das einfach ihre Art.“

„Ja, kann sein. Ich weiß auch nicht. Ist ja auch egal, ich ruf morgen mal da an, vielleicht ist das ja was für uns. Hast du eigentlich auch mal bei deinen Kollegen gefragt?“

„Ja, hab ich. Hat aber keiner was gewusst“, antwortet Paula und schiebt sich einen Klumpen in den Mund, aus dem eine einzelne Nudel hängt. Mit vollem Mund spricht sie weiter. „Ruf doch erst

einmal bei der Nummer an, die du heute bekommen hast. Vielleicht ist das ja wirklich was.“

„Okay, mach ich. Lass uns über was anderes sprechen ... oder einfach fernsehen. War echt ein langer Tag.“

„Ja, bei mir auch. Arbeit nervt.“

Mir fällt der Song von Deichkind ein. Ihr auch. Paula grinst mich an und singt YeahYeahYeahYeah-YeahYeah. Dann beugt sie sich zu mir herüber und gibt mir einen Kuss. Ihre Lippen schmecken nach Sojasoße.

Heute Morgen bin ich mit Bauchschmerzen aufgewacht. Vielleicht das chinesische Essen. Als die Krämpfe endlich nachließen, da wurde mir übel. Fast eine Viertelstunde hing ich über der Kloschüssel, der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn, aber es kam nichts. Paula war so lieb zu mir. Sie hat im Krankenhaus angerufen und gesagt, dass ich heute nicht komme. Sie hat mich sogar gefragt, ob sie bei mir bleiben soll, ob sie sich auch krankmelden soll. Das fand ich dann doch übertrieben ... außerdem bin ich ganz gerne alleine, wenn ich krank bin. Ich komme mir dann so hässlich vor. Und ja, ich weiß, dass es albern ist.

Es ist kurz nach zehn. Ich sitze an unserem Küchentisch, vor mir dampft der Kamillentee und mein Blick wandert durch die kleine Wohnung und dann zum Fenster hinaus. Zwei Müllmänner schieben einen großen, grünen Papiercontainer zu einem großen, grauen Müllauto. Die Vorrichtung am

Heck des Wagens greift den Container und kippt seinen Inhalt in den Lastwagen. Einer der Müllmänner hat seinen rechten Handschuh ausgezogen und kratzt sich am Auge. Als der Container wieder auf der Straße steht, da greift ihn sich der größere der beiden Männer und gibt dem Ding einen kräftigen Stoß. Der Container poltert über die Bordsteinkante, rollt einige Meter und bleibt dann stehen. Die Müllmänner sind schon aufgesprungen und das große Auto fährt weiter. Und dann ... ganz langsam ... setzt sich der Container in Bewegung und rollt Richtung Straße. Der Bürgersteig ist abschüssig, der Container wird schneller. Er poltert die Bordsteinkante herunter und bleibt mitten auf der Straße stehen. Die Fahrerin eines lila Twingo bremst ab, weicht auf die Gegenfahrbahn aus und umfährt das grüne Plastikding. Mir fällt auf, dass der Müllcontainer und der Twingo ungefähr die gleiche Größe haben. Soll ich nach draußen gehen und den Container von der Straße schieben? Nicht, dass jemand mit dem Plastikkasten zusammenstößt. Andererseits ... das Ding ist auffällig genug, da fährt keiner gegen. Außerdem bin ich krank.

Statt die Müllfrau zu spielen, suche ich den Zettel, den mir Schwester Anne gegeben hat. Ich finde ihn in meiner Jeans, gehe zurück zum Küchentisch und wähle die Nummer. Die Vorwahl unterscheidet sich nur in einer Ziffer von unserer.

„Hier Maria Reichel, Sekretariat von Herrn Egner.“

„Guten Tag, mein Name ist Lena Pander. Könnte ich den Herrn Egner sprechen?“

„Worum geht es denn?“

„Ich habe von einer Arbeitskollegin diese Nummer bekommen. Wir sind auf der Suche nach einer Wohnung und diese Kollegin meinte, ich soll mal mit Herrn Egner sprechen.“

„Moment, ich verbinde Sie.“

Warteschleifenmusik, leichte Klassik. Ich schaue einem älteren Herrn dabei zu, wie er den verirrten Müllcontainer von der Straße zieht. Seinen kleinen grauen Hund hat er an einem Gartenzaun angebunden. Als der Container sicher steht, wischt sich der Mann die Hände an der Hose ab, macht den Hund los und läuft weiter.

„Hallo, hier Egner.“

Eine tiefe, stabile Stimme.

„Guten Tag, mein Name ist Lena Pander. Ich habe Ihre Nummer von einer Kollegin, von Schwester Anne ... ich weiß leider den Nachnamen nicht.“

„Schwester wer? ... ach so, Sie arbeiten im Klinikum. Sie rufen wegen der Wohnung an.“

„Genau, wegen der Wohnung. Ich wollte mal fragen, um was es sich dabei handelt.“

„Warten Sie mal einen Moment.“

Ich höre das Rascheln von Papier und deutlich die Atemgeräusche Herrn Egners. Anscheinend benutzt er ein Headset.

„Okay, also die Wohnung ist in der Georgstraße ... Pander war Ihr Name?“

„Ja, Lena Pander.“

„Kennen Sie diese runden Hochhäuser, Frau Pander? Die sind architektonisch sehr interessant, wurden in den Zwanzigern gebaut.“

Ich weiß, wo die Georgstraße ist, liegt ein bisschen

außerhalb. Die runden Hochhäuser allerdings kenne ich nicht.

„Macht ja nichts. Jedenfalls haben wir diese Häuser gekauft und überlegen gerade, was wir damit machen. Und ähm ... also diese Wohnung, die Sie mieten könnten, die hätte 65 Quadratmeter, Badewanne und Balkon sind vorhanden. Die Miete läge bei 200 Euro warm.“

Hab ich mich gerade verhört? 200 Euro warm? Ich frage nach und Herr Egner bestätigt mir diese unglaublich niedrige Zahl.

„Genau, 200 Euro warm. Wir rechnen für die Hauswache einen Stundenlohn von zwölf Euro, allerdings haben Sie erfahrungsgemäß nicht mehr als eine Stunde Arbeit am Tag, das hält sich wirklich in Grenzen.“

Ich verstehe nicht. Von was redet der?

„Was meinen Sie mit Hauswache?“

„Ja die Hauswache eben.“

„Ich verstehe nicht ganz.“

„Ach so ... dann hat man Ihnen das nicht gesagt. Das Haus steht fast komplett leer, da wohnen momentan nur zwei Parteien drin. Ihre Aufgabe wäre es, täglich einen Rundgang durch das Gebäude zu machen und nach dem Rechten zu sehen. Sind Sie handwerklich begabt?“

„Na ja ...“

„Müssen Sie auch nicht. Es kommt wirklich nur darauf an, dass Sie Ihre Rundgänge machen und nachsehen, ob alles in Ordnung ist. Und dafür verlangen wir eben nur 200 Euro Miete. Würden Sie alleine dort einziehen?“

„Nein, zusammen mit meiner Lebensgefährtin.“

„Mit Ihrer Lebensgefährtin ... ach so. Wir nehmen ja ganz gerne Frauen für solche Aufgaben. Unserer Erfahrung nach sind Frauen zuverlässiger als Männer. Aber jetzt sagen Sie doch mal, können Sie sich das überhaupt vorstellen?“

„Was genau wären denn meine Aufgaben. Also nur diese Rundgänge oder ...“

„Ja, zum einen diese Rundgänge, dabei immer schauen, ob alle Türen zu sind ... und ab und zu mal eine kleine handwerkliche Sache, also vielleicht mal eine Glühbirne wechseln. Das ist wirklich nicht viel Arbeit. Wenn Sie Interesse haben, dann gebe ich Ihnen die Nummer vom Herrn Brandt, momentan kümmert er sich um das Haus. Der kann Ihnen da genaueres sagen.“

„Dann wohnt dieser Herr Brandt momentan in dem Haus? Also macht der im Moment diese Hauswache?“

„Nein-nein, der wohnt nicht dort. Der fährt nur regelmäßig da hin und sieht nach dem Rechten. Der ist von einer Hausmeister-Firma, mit der wir seit einiger Zeit zusammenarbeiten. Sekunde mal, ich suche Ihnen die Nummer raus.“

Ich lasse mir die Nummer geben und wir verabschieden uns. Was ist dieser Eegner überhaupt? Bauunternehmer? Anwalt? Hörte sich irgendwie nach Anwalt an, sehr selbstsicher. Kann mir gut vorstellen wie er vor Gericht irgendwelche Leute über den Haufen quatscht.

Mein Kamillentee ist nur noch lauwarm und ich weiß nicht, was ich von der Sache halten soll. Wäre ich da so eine Art Hausmeister? Ich habe so etwas noch nie gemacht. Okay, wir würden eine Menge

Geld sparen. 200 warm für 65 Quadratmeter, das kriegt man sonst nur in Ostdeutschland auf dem flachen Land. Eine Stunde zusätzliche Arbeit am Tag, das sind dreißig Stunden im Monat. Die Arbeit würde ich mir mit Paula teilen, also für jede 15 Stunden, eigentlich ein sehr gutes Angebot.

Ich rufe Paula an.

„Hallo Schatz, hast du einen Moment Zeit?“

„Sogar zwei Momente. Geht es dir besser?“

„Ja, geht einigermaßen. Hab mir nur den Magen verdorben. Vielleicht die Nudeln gestern.“

„Also ich hab nichts“, antwortet Paula.

„Ist ja auch egal. Ähm ... hör mal, ich hab gerade mit diesem Typen gesprochen, wegen der Wohnung. Die hat 65 Quadratmeter und kostet 200 warm.“

Ich warte. Null Reaktion.

„Und? Keine Begeisterungsstürme?“

„Da ist doch garantiert irgendein Haken dran.“

„Okay, also der Haken ist, dass wir in dem Haus nach dem Rechten sehen müssen. Wir müssen jeden Tag einen Rundgang machen und schauen ob alle Türen zu sind.“

„Hä?“

„Das nennt man wohl Hauswache ... also so hat zumindest der Vermieter gesagt. Wir wohnen dort und zahlen weniger Miete, weil wir uns um das Haus kümmern. Kennst du diese runden Hochhäuser in der Georgstraße?“

„Welche runden Häuser denn?“

„Ich kenne die auch nicht, aber die sind noch aus den Zwanzigern und er meinte auch, dass die architektonisch sehr interessant sind. Vielleicht wäre das ja was für uns.“

„Hm ... vielleicht. Lass uns da mal drüber sprechen, wenn ich zu Hause bin.“

Paula klingt wenig begeistert.

„Also ich glaube, das ist ein wirklich interessantes Angebot. Wir hätten sogar einen Balkon und eine Badewanne.“

„Lena, lass uns da nachher drüber reden. Du kannst ja mal schauen, wo das überhaupt liegt. Die Georgstraße ist ja ziemlich lang.“

„Okay, mach ich.“

„Bis nachher.“

„Ja, bis nachher.“

Was ist denn jetzt wieder los? Manchmal versteh ich Paula einfach nicht. Das ist wirklich ein interessantes Angebot. 65 Quadratmeter plus Balkon und Badewanne für – tata! – 200 Euro. Sie könnte ruhig mal ein bisschen Begeisterung zeigen. Was will sie denn noch? Einen Pool mit Wasserrutsche? Eine eigene Straßenbahnhaltestelle?

Ich schlurfe in meiner zu weiten Jogginghose zum Computer, drücke auf On und warte die halbe Minute, die das Ding zum Hochfahren braucht. Dann suche ich nach runden Häusern in der Georgstraße. Okay, kaum gesucht und schon gefunden. Nur dass sie nicht rund sind, sondern achteckig ... gebaut in den zwanziger Jahren vom bekannten nieder-ländischen Architekten ... eines der Häuser aufgrund von Kriegsschäden abgerissen im Jahr ... momentan größtenteils leerstehend wegen ...

Irgendwie kommen mir diese Häuser bekannt vor. Wahrscheinlich habe ich sie doch schon einmal gesehen. Ich öffne Google Maps und schaue mir an,

wo genau diese Häuser liegen. Okay, ein bisschen außerhalb, viel Grün drum herum. Aber mit dem Fahrrad müsste man in fünf Minuten an der nächsten Straßenbahnhaltestelle sein ... alles kein Problem. Ich überlege, ob ich Paula noch mal anrufen soll, lasse es dann aber sein. Ich will ihr nicht auf die Nerven gehen.

Sechs Kreise

Herr Brandt spricht einen Dialekt, den ich nicht einordnen kann. Vielleicht was Rheinländisches. Er macht einen ausgesprochen gutgelaunten Eindruck auf mich, Typ rheinische Frohnatur. Ein bisschen hört er sich an, als hätte er schon ein paar Bier intus.

„Also wenn Sie Zeit haben, junge Frau, dann können Sie heute noch vorbeikommen. Ich bin heut Abend so ab sieben sowieso da. Ich mach sowieso noch meinen kleinen Rundgang.“

„Also wir würden ja zu zweit in die Wohnung ziehen. Ich müsste erst nachfragen, ob meine Freundin heute Abend Zeit hat.“

„Ja gut, dann machen Sie das mal. Meine Nummer haben Sie ja. Also wie gesagt, ich bin heute Abend sowieso da. Sie können auch erst alleine vorbeikommen und dann noch mal zu zweit. Macht mir keine Umstände, hab ich ein bisschen Abwechslung.“

„Gut, ich melde mich gleich noch mal.“

„Jo, bis dann junge Frau. Tschöö.“

Ich lege auf und bin mir fast sicher, dass dieser Herr Brandt was getrunken hat. Ich stelle mir vor, wie er angesäuselt, mit einer Bierflasche in der Hand und einem Karnevalsschlager auf den Lippen, durch die Flure des Hauses torkelt, auf das er aufpassen soll. Grinsend rufe ich Paula an.

„Schatz, ich bin es. Wir könnten uns heute Abend schon diese Wohnung in der Georgstraße anschauen.“

Hab gerade mit dem Typen gesprochen, der im Moment noch auf das Haus aufpasst. Macht nen lustigen Eindruck.“

„Ich dachte, du bist krank.“

„Nö, geht schon wieder. Fühl mich schon besser.“

Drei Sekunden Stille.

„Scheiße Lena! Du weißt doch, dass ich heute Abend ins Fitnessstudio wollte. Hab ich doch gestern schon gesagt.“

Stimmt, das hat sie gestern schon gesagt. Aber mir gefällt ihre Tonlage nicht und meine Antwort kommt aggressiver als beabsichtigt.

„Du kannst an jedem verdammten Tag in dieses blöde Studio. Das muss doch echt nicht heute sein.“

„Du weißt genau, dass ich meinen Rhythmus habe. Und eigentlich wollte ich schon gestern. Ich gehe auf jeden Fall heute Abend ins Studio. Wann soll die denn sein, diese komische Besichtigung?“

„Der Mann, mit dem ich telefoniert habe, ist ab sieben da.“

„Sorry, das wird mir alles zu stressig.“

„Scheiße Paula, dann geh ich eben alleine.“

„Dann geh eben alleine.“

„Mach ich auch! Tschüss!“

Ich lege auf, bevor sie noch etwas sagen kann. Dann rufe ich Herrn Brandt an. Schon beim zweiten Klingeln nimmt er ab.

„Brandt hier am Apparat! Also nicht, dass Sie meinen, der Apparat brennt. Mein Name ist Brandt.“

„Hallo Herr Brandt, hier Lena Pander. Wir haben gerade telefoniert.“

„Ja-ja, ich erinnere mich dunkel. So schlecht ist mein Gedächtnis noch nicht.“

Ich muss lachen. Es tut mir gut, nach dem Gespräch mit Paula einen gutgelaunten Menschen am Telefon zu haben.

„Also ich könnte um sieben vorbeikommen.“

„Ja gerne, ich bin da.“

Herr Brandt fragt mich, aus welcher Richtung ich komme und beschreibt mir umständlich den Weg. Ich lasse ihn seine Beschreibung zu Ende bringen, obwohl ich schon nicht mehr zuhöre. Nachher werde ich einfach die Adresse ins Navi eingeben.

„Ja dann bis später, junge Frau. Um sieben draußen vor dem Eingang. Meine Nummer ham Sie ja, also falls wir uns nicht finden.“

„Ja, dann bis später. Tschüss.“

„Tschüssikowalski.“

(Das sagt er tatsächlich.)

Als ich gerade aufgelegt habe, klingelt mein Telefon. Paula ist dran.

„Gehst du jetzt alleine da hin?“

„Ja, um sieben.“

„Und du triffst dich mit diesem Hausmeister?“

„Ja genau.“

„Ist der Typ okay? Also hast du einen guten Eindruck von dem?“

Ich grinse in mich hinein. Sie macht sich Sorgen um mich.

„Ja-ja, mach dir mal keine Gedanken. Der Typ ist harmlos. Ich erzähl dir dann alles.“

„Aber wenn du das Gefühl hast, mit dem Typ stimmt was nicht, dann haust du ab. Okay?“

„Keine Sorge, ich lasse mich nicht vergewaltigen. Viel Spaß beim Training!“

„Werd ich haben ... dann bis später, mein Schatz.“

„Bis später, Sweetie.“

Kurz vor sieben biege ich mit meinem kleinen roten Citroen in die Georgstraße. Paula sagt, wenn man bei Wikipedia den Begriff „Frauenauto“ eingibt, dann kommt ein Bild von mir in meinem Auto. Soll sie doch lästern.

Die Gegend, durch die ich gerade fahre, ist weniger schick als das Viertel, in dem ich und Paula momentan wohnen. Aber das ist kein Problem, sowieso nerven mich diese ganzen rausgeputzten Leute immer mehr. Ich habe den Eindruck, dass alles, was diese Menschen tun, auf Selbstinszenierung rausläuft. Als würden sie sich ständig selbst beobachten. Sogar die kleinen Nachlässigkeiten und Stilbrüche sind ganz genau durchdacht. Puh, wird vielleicht echt Zeit für eine neue Gegend. Vielleicht liegt meine Abneigung auch nur daran, dass ich den Eindruck habe, mit den schicken Leuten nicht mithalten zu können. Scheiße! Ich studiere und arbeite nebenher, da habe ich keine Zeit, dauernd mein Aussehen zu optimieren. Es gibt echt wichtigere Dinge.

Ich fahre mit meinem kleinen, roten Frauenauto die Georgstraße entlang. Die Wohnhäuser werden weniger, ich komme an Tankstellen vorbei, an einem Baumarkt und mehreren am Straßenrand abgestellten Imbisswägen. Ich halte so angestrengt Ausschau nach Hausnummern, dass ich beinahe einem Lastwagen hinten rein fahre. Es müsste doch verdammt noch mal möglich sein, diese Hausnummern etwas besser sichtbar anzubringen. Ich hab keine Ahnung, wo ich bin. Plötzlich ein Monstrum von Hausnummer, golden glänzend und so groß wie

ein durchschnittliches Klofenster. Na also, geht doch. Okay ... hier irgendwo müsste es sein. Und ja, da ist was ich suche. Sie stehen ein ganzes Stück von der Straße weg, diese runden Häuser ... eigentlich ja achteckigen Häuser. Und sie sehen aus, als würden sie nicht dazugehören, als hätten sie sich in diese Gegend verirrt und nicht wieder nach Hause gefunden. Ich schalte das Radio aus und biege in eine verdreckte Auffahrt. Die beiden Häuser – ein drittes wurde abgerissen, man erkennt deutlich die Lücke, die es hinterlassen hat – sind grau und verdreckt. Die Balkone sind versetzt angeordnet und geben den Gebäuden etwas Verzerrtes, Unordentliches. Sie sehen aus wie verdrehte Rubikwürfel. Die Bezeichnung „Hochhäuser“, die Herr Egner gebrauchte, ist übrigens leicht übertrieben. Besonders hoch sind die Gebäude nicht, ich zähle sechs Stockwerke. Keine Ahnung, welches das Haus ist, an dem ich mit Herrn Brandt verabredet bin.

Ich biege auf einen großen Parkplatz zwischen den beiden großen Rubikwürfeln. Der Boden ist uneben, die Federung quietscht. Und zwischen den Knochensteinen (die heißen wirklich so, ich habe mal jemandem beim Pflastern einer Auffahrt geholfen) sprießt das Unkraut. Vor einem der beiden Häuser steht ein silberfarbener Passat, vor dem anderen ein alter Mercedes-Kombi und ein Polo mit einem großen roten Kreuz und einer Telefonnummer auf der Seite. Ich parke zwischen Polo und Mercedes. Der Kombi sieht aus, als könne er einem Hausmeister gehören. Und siehe da, hier ist er schon, eindeutig Herr Brandt. Er steht am Eingang des

verdrehten Hauses, trägt blaue Latzhose, grauen Pferdeschwanz und rotes Karohemd, raucht eine Zigarette und winkt weit ausholend in meine Richtung. Ich schließe ab und gehe zu dem winkenden Mann.

„Herr Brandt?“

„Höchstpersönlich. Und Sie sind die Frau Pander. Das hat ja wunderbar geklappt. Lassen Sie mich noch zu Ende rauchen? Die Dinger sind ja so teuer geworden.“

„Klar, kein Problem.“

Herr Brandt nimmt einen tiefen Zug, lehnt sich dabei zurück und streckt die Brust raus. Erstaunlicherweise ist noch etwas übrig von der Zigarette, als er sie aus dem Mund nimmt.

„Sie rauchen nicht?“, fragt mich Herr Brandt.

„Nein ... habe gehört, dass es ungesund ist.“

Er grinst mich an.

„Dat halt ich für ein Gerücht. Na ja, ich sag Ihnen schon mal was zu dem Haus. Also ... Sie sehen ja, dass der Zustand nicht der allerbeste ist. Dat Ding is ja schon bald hundert Jahre alt und vor zwei Jahren hats auch noch gebrannt da drin.“

Herr Brandt zeigt nach oben. An zwei Fenstern fehlt das Glas, sie sind mit blauer, straff gespannter Plastikfolie verklebt. Schwarze Rußzungen über den Fensteröffnungen.

„Da is einer mit Zigarette eingeschlafen. Hats nicht überlebt.“

Der Hausmeister saugt sich das restliche Gift in die Lungen und schnippt den Stummel weg.

„Aber die Wohnung, die Sie haben können, die ist in Ordnung, da riecht auch nichts nach Rauch. Ich

war gestern Vormittag noch drin. Funktioniert alles: Wasser, Strom, Heizung. Der Balkon hat nen kleinen Riss. Aber wenn der mich aushält, dann hält der auch Sie aus. Sollen wir mal reingehen?“

„Ja, gerne.“

Brandt schließt die Tür auf: Eine große, dunkle Metalltür mit Glaseinsätzen. Er hält sie mir auf und ich trete in eine Art Empfangshalle. Wer immer das hier entworfen hat, er hatte einen wagemutigen Geschmack. Der Boden ist von beigefarbenen Fliesen bedeckt, an den rot gestrichenen Wänden laufen goldene Handläufe, die Briefkästen sind verschnörkelte, kleine Kunstwerke. Ich hatte mir das Haus nicht so groß vorgestellt.

„Nicht schlecht, was?“, meldet sich Herr Brandt. „Müsste nur mal richtig aufpoliert werden. Wäre jedenfalls schade, wenn das alles abgerissen wird.“

„Allerdings“, antworte ich. Die Eingangshalle erinnert mich an einen alten Kinosaal. Fehlen nur die roten Plüschessel. Als ich nach rechts schaue, trübt sich meine Begeisterung. Eine der roten Wände hat eine etwa vier Quadratmeter große, graubraune Wunde. Hier fehlt etwas, etwas wurde aus der Wand gerissen. Mein Blick verharrt auf diesem Fleck und Herr Brandt bemerkt es.

„Das ist natürlich eine Schande, dass das entfernt wurde. Da war früher ein großes Mosaik, eine wirklich sehr schöne Arbeit. Das war eine Herbstszene, mit bunten Blättern und allem. Wurde vor ein paar Jahren entfernt, weil das wohl recht wertvoll war. Ist jetzt irgendwo im Museum. Wegen dieser Herbstszene wurde das Haus hier auch immer Herbsthaus genannt.“

Brandt macht eine Pause und zieht den Rotz hoch.

„Das anderer Haus, also das wo noch steht, das war das Leguanhaus. Dort war ein Mosaik mit einer Dschungelszene und einem großen Leguan. Und das hier war eben das Herbsthaus.“

„Ist dieses Dschungelmosaik auch im Museum?“

„Dat weiß ich nicht, junge Frau. Da bin ich jetzt überfragt. Aber das Herbstbild auf jeden Fall. Ich hab ja mitbekommen, wie die das von der Wand gepult haben. Da waren drei Leute fast ne Woche beschäftigt. Die mussten das ganz vorsichtig machen, damit da nichts kaputt geht. Dieses Dschungelmosaik, das wurde schon früher entfernt, da war ich hier noch gar nicht zuständig. Aber ob das jetzt auch im Museum ist ... keine Ahnung. Vielleicht hat sich das auch einer im Wohnzimmer an die Wand geklebt.“

„Sind Sie für beide Häuser zuständig. Als auch für dieses Dschungelhaus?“

„Meinen Sie das Leguanhaus?“

„Ja, genau. Das Leguanhaus.“

„Nee, nicht mehr. Da ham die schon jemand für die Hauswache.“

„Und Sie wohnen auch nicht hier?“

Nee-nee, ich wohn außerhalb. Ich bin nicht so für die Stadt, ich brauch Platz um mich rum. Sollen wir mal nach oben gehen?“

„Ja gerne.“

„Dann mal los.“

Herr Brandt hustet und setzt sich ein wenig schwerfällig in Bewegung. In der Mitte der großen Eingangshalle befindet sich ein kleiner, runder Innenhof.

„Dat is alles hinüber.“ Herr Brandt zeigt auf das schon halb verweste Gestrüpp, das den Innenhof verunziert. „Schade, dass das alles so heruntergekommen ist. Hier wohnt ja auch keiner mehr, nur noch eine Familie und oben ne steinalte Frau. Alle anderen sind raus.“

„Wieso vermietet der Herr Egnier die Wohnungen nicht neu?“

„Dem Egnier gehört das Haus erst seit einem halben Jahr und der überlegt, was er damit machen soll. Entweder komplett sanieren oder abreißen. Davor hat das so einem Verein gehört, der alte Häuser gekauft hat ... irgendwas mit Denkmalpflege und so. Aber der ganze Verein war ein absoluter Schwindel, die haben das alles verkommen lassen. Die haben auch nicht neu vermietet, wenn jemand raus ist. Und spätestens als es dann gebrannt hat und alles hier nach Rauch gestunken hat, sind auch die letzten weg. Das is echt den Bach runtergegangen. Und der Egnier ist momentan ganz froh, wenn er keine neuen Mieter hat. Der überlegt ja, was er mit den Häusern machen soll, vielleicht kommen die ja ganz weg und hier wird was Neues gebaut. Ach ja, falls Sie hier einziehen: Nicht den Aufzug benutzen, dem Ding ist nicht zu trauen.“

„Okay“, sage ich. Herr Brandt holt erst einmal Luft.

Wir betreten einen etwa zwei Meter breiten Korridor. Er liegt dem Hauseingang exakt gegenüber. Rechts der Aufzug, dem nicht zu trauen ist. Ein dunkler Schacht hinter verschnörkelten, schmiedeeisernen Türen. Die Kabine ist gerade auf einer anderen Etage. Herr Brandt öffnet eine Metalltür und

hält sie mir auf.

„So, jetzt ist Treppensteigen angesagt. Ich hoffe, Sie sind sportlich.“

Jedenfalls sportlicher als du, denke ich.

„Geht so“, sage ich.

„Ihre Wohnung wäre im vierten Stock. Auf dieser Etage wohnt noch eine ältere Dame, die allerdings nicht mehr oft raus kommt. Und im zweiten Stock ist noch eine Familie ... die sind ein bisschen komisch, um die müssen Sie sich nicht kümmern. Insgesamt hat das Haus dreißig Wohnungen auf sechs Stockwerken.“

Ich mache ein Geräusch, das nach Zustimmung klingt. Hinter mir das Schnaufen des schweren Mannes in Latzhose. Ich vermute stark, dass er mir trotz der Anstrengung, die ihm das Treppensteigen bereitet, auf den Arsch glotzt.

„So, vierter Stock. Hier wäre die Wohnung.“

Ich ziehe die Metalltür auf, Herr Brandt geht vor. Sein Atem rasselt und ihm steht der Schweiß auf der Stirn. Mir fällt spontan mein Erste-Hilfe-Kurs ein. Wenn er umkippt, dann weiß ich, was zu tun ist.

Wir laufen einen Korridor entlang, kommen an dem Aufzugschacht vorbei (auch hier ist die Kabine nicht, auch hier nur Dunkelheit) und betreten einen kreisrunden Flur, von dem mehrere Türen abgehen. In der Mitte der Schacht des kleinen Innenhofes, von oben betrachtet müsste dieses Haus aussehen, wie ein achteckiger Donut aus Beton ... also mit Loch in der Mitte.

„Herrje, wieso passt das jetzt nicht?“

Herr Brandt macht sich an einer der Türen zu schaffen. Er probiert mehrere Schlüssel aus,

schließlich hat er den richtigen. Er öffnet die Tür und sagt oh!. Ich sehe in einen Flur, in dem dunkle Holzmöbel stehen. An den Wänden hängen Bilder irgendwelcher Menschen, die meisten schwarzweiß.

„Dat is die falsche Wohnung“, flüstert mir Herr Brandt zu. „Dat is von der Frau Diehl.“

Er will die Tür zuziehen, aber da kommt aus der Wohnung eine Stimme, die Stimme einer alten Frau.

„Hallo? Ist da jemand?“

Sie klingt zugleich ängstlich und bestimmt. Wie jemand, der sich zusammenreißt, der eben nicht ängstlich klingen will.

„Frau Diehl, ich bin es nur ... Brandt. Ich hab mich in der Tür geirrt, tut mir leid. Ich will nicht stören.“

„Wer ist da?“

„BRANDT. ICH HABE MICH IN DER TÜR GEIRRT. ENTSCHULDIGUNG.“

„Ach so. Herr Brandt. Was möchten Sie denn?“

Die Stimme klingt nun überhaupt nicht mehr ängstlich.

„NICHTS! ICH HABE MICH IN DER TÜR GEIRRT.“

„Sie haben sich in der Tür geirrt? Na dann wünsche ich Ihnen viel Glück, dass Sie mal die richtige Tür finden.“

Ich muss lachen, versuche noch, es zu unterdrücken, schaffe es aber nicht. Herr Brandt dreht sich zu mir um.

„Die ist über neunzig, die Frau Diehl“, flüstert er. „Aber geistig ganz klar. Hört bloß nicht mehr gut und ist auch nicht mehr gut zu Fuß.“

Dann wieder laut:

„WIEDERSEHEN FRAU DIEHL!“

„Ja-ja, wiedersehen“, kommt es von irgendwo aus den Tiefen der Wohnung. Der Mann mit der Latzhose und dem grauen Pferdeschwanz zieht schwungvoll die Tür ins Schloss.

„Wenn die nicht mehr gut zu Fuß ist, wie kommt die dann ohne Aufzug nach unten?“, frage ich.

„Gar nicht, die geht nicht mehr raus. Zu der kommt zweimal am Tag jemand vom Roten Kreuz, die machen auch die Einkäufe für die.“

„Ach so ... deshalb das Auto unten.“

„Genau.“

Mich überfällt der Gedanke, dass es doch unheimlich beschissen ist, alt zu werden. Ein Dozent hat uns mal erklärt, man müsse den Alterungsprozess als eine Art Stoffwechselstörung betrachten, als eine Krankheit, die es zu bekämpfen und langfristig auszurotten gelte. Ich weiß, dass er mit seiner Ansicht ziemlich alleine dasteht, aber manchmal frage ich mich, ob nicht etwas dran ist an dieser Alter-ist-Krankheit-Sache. Nur weil etwas schon immer so war, heißt das doch nicht, dass man es einfach hinnehmen muss. Vielleicht ist das Altern des Körpers in hundert Jahren ja besiegt, vielleicht gibt es in einigen Jahrzehnten ja Medikamente dagegen. Nur wohin dann mit den ganzen Menschen? Und was werden diejenigen tun, die sich die Medikamente gegen das Altern nicht leisten können?

Jetzt sind wir zwei Türen weiter. Die Wohnungen sind nicht durchnummeriert und die Eingänge sehen alle gleich aus. Man kann sich eigentlich nur an dem Gang orientieren, der zum Aufzug und zum Treppenhaus führt.

„Na also, wer sagt es denn.“

Herr Brandt hat die richtige Wohnung gefunden und wir treten in ein großes, lichtdurchflutetes Zimmer. Der Raum hat bestimmt 40 Quadratmeter.

„Nicht schlecht, oder?“

Stimmt, das ist wirklich nicht schlecht. Okay, man könnte mal frisch streichen. Aber sonst ...

„Die Wohnungen sind alle unterschiedlich geschnitten. Die von der Frau Diehl zum Beispiel ist viel verwinkelter. Sie hätten hier dieses große Zimmer, dann links vorne ein kleines Schlafzimmer und eine Abstellkammer. Die Küche ist in dem großen Raum hier integriert. Das Badezimmer hat leider kein Fenster, das hängt mit der Form vom Haus zusammen.“

Herr Brandt stapft durch den großen Raum Richtung Balkon, sein Pferdeschwanz steht ein wenig schief ab. Ist der gerade verrutscht? Wandert der ihm über den Hinterkopf?

„Funktioniert alles“, sagt Herr Brandt und macht mit dem rechten Arm eine Bewegung, als würde er die Wohnung segnen. „Gestern alles noch mal nachgeschaut.“

Ich gehe durch die Zimmer und trotz der vielen offensichtlichen Mängel – im Bad sind mehrere Fliesen gesprungen, das Linoleum hat Brandflecke, einige der Tapetenbahnen lösen sich ab, die Küchenzeile sieht aus, als könnte sie jeden Moment kollabieren – hält meine Begeisterung an. Wir hätten so viel Platz hier. Man könnte Autoscooter fahren in diesem großen Zimmer. Und endlich auch ein abgetrenntes Schlafzimmer, nicht nur eine Bettnische mit akustischem Anschluss ans Treppenhaus.

„Na junge Frau, was sagen Sie?“ Brandt hat die Balkontür geöffnet, steht halb draußen und halb drinnen und zündet sich eine filterlose Zigarette an. Hatte er vorhin nicht noch welche mit Filter?

„Gefällt mir gut“, sage ich. „Ich müsste aber noch meine Freundin fragen.“

„Ach ja, Sie machen WG.“

„Ja, gewissermaßen.“

Während Brandt seine Zigarette raucht, gehe ich ein weiteres Mal durch die Zimmer. Ich mache Fotos mit meinem Smartphone, für Paula. In dem grün gefliesten Badezimmer liegen noch ein paar Sachen des Vormieters: ein von getrocknetem Rasierschaum und Bartstoppeln verklebter Rasierer von Gillette, eine alte elektrische Zahnbürste und eine ungeöffnete Packung wasserfeste Heftpflaster. Ich strecke den Kopf aus dem Badezimmer.

„Wer hat eigentlich vorher hier gewohnt?“

Herr Brandt nimmt hustend seine Zigarette aus dem Mund. Fast lässt er sie fallen.

„Ein älterer Herr. Der ist vor ein paar Wochen hier raus, hat alles da gelassen. Ein Kollege von mir hat so nen Laden, wo er alte Sachen verkauft. Der hat das mit mir zusammen ausgeräumt. Wenn Sie noch was finden, dann können Sie das gerne behalten.“

Wasserfeste Heftpflaster gratis. Jippi!

Ich verlasse das Bad und gehe Richtung Balkontür. Ich spüre den Luftzug. Brandt wirft seinen Zigarettenstummel auf den Betonboden des kleinen Balkons und tritt ihn aus. Ein bisschen nehme ich ihm das übel, anscheinend betrachte ich diese Wohnung schon als meine Wohnung. Der Hausmeister bemerkt meinen Blick und hebt den Stummel

auf.

„Tschuldigung, junge Frau. Das is Gewohnheit.“
Er schnippt den Stummel vom Balkon und hustet seinen Raucherhusten. Es hört sich an, als stecke etwas in ihm fest.

„Jetzt würd ich Sie noch rumführen und Ihnen das Haus zeigen. Dann kann ich Ihnen auch sagen, was so Ihre Aufgaben wären.“

Wir verlassen die Wohnung und Herr Brandt schließt ab. Der runde Flur ist mit orangebraunem Teppich ausgelegt, er sieht alt und verbraucht aus. Neben einer der Türen ist eine Delle in der Wand. Sieht aus, als wäre jemand mit dem Kopf dagegen gerannt. An den Wänden hängen mehrere Strohbilder: Landleben, Bauernfamilien bei der Feldarbeit. Auf den einzelnen Strohhalmen liegt feiner grauer Staub.

„Also ... dat Haus hat ja sechs Stockwerke und dreißig Wohnungen. Sie müssen einmal täglich durch jedes Stockwerk.“ Ich laufe hinter Herrn Brandt Richtung Treppenhaus „... und einfach schauen, ob alles normal aussieht ... also ob die Türen alle zu sind und nicht irgendwelche Flaschen oder so rumliegen. Sie kriegen auch ne gute Taschenlampe von mir, falls Sie abends unterwegs sind. Leider hatten wir das schon, dass Jugendliche eingebrochen sind und hier gefeiert haben.“ Ich steige hinter Herrn Brandt die Treppen hinunter. Sein Pferdeschwanz hat immer noch Schräglage. Am liebsten würde ich ihn packen und gerade rücken. „Wenn Sie mitbekommen, dass Leute im Haus sind, dann rufen Sie direkt die Polizei, Sie müssen gar nicht mit denen reden. Sie rufen einfach die Polizei.“

„Muss man da wirklich gleich die Polizei ...“

„Ja, natürlich“, unterbricht mich Herr Brandt. Er wirkt ein wenig empört. „Das ist immerhin Einbruch. Und außerdem wissen Sie ja nicht, wie die reagieren. Sie wissen ja nicht, was das für Leute sind. Wir hatten das auch schon, dass sich hier Penner einquartieren wollten. Apropos: Sie müssen immer darauf achten, dass unten der Eingang abgeschlossen ist. Also wenn Sie unten aus dem Haus gehen, dann schließen sie zweimal ab, nicht einfach nur die Tür zuziehen.“

„Okay ... ähm, wie ist das eigentlich mit der Frau Diehl, braucht die irgendwie Hilfe?“

„Also da müssen Sie sich nicht kümmern. Da kommt ja der Pflegedienst. Aber sie können die alte Dame vielleicht mal besuchen, dass die n bisschen Abwechslung hat.“

Herr Brandt drückt eine Tür auf und wir betreten den dritten Stock. Am leeren Aufzugschacht, einem Feuerlöscher und einem Graffiti (Tobi lutscht Schwäntze) vorbei, gehen wir Richtung Flur. Es riecht ganz leicht nach Rauch.

„Merken Sie das? Vor zwei Jahren hat es hier gebrannt und man riecht das immer noch.“

Ja, ich merke es, der Geruch ist unangenehm. Das ist kein reiner Brandgeruch, darin liegt etwas Muffiges, etwas Feuchtes. Sicher war hier alles nass vom Löschwasser und dann hat sich Schimmel ausgebreitet. Die Stimme des Hausmeisters unterbricht meine Gedanken:

„Nach dem Feuer hat ja das ganze Haus gestunken, der Geruch ist durch die Decken und Wände durchgewandert. Aber jetzt hat sich das

größtenteils verzogen ... also bis eben auf diesem Stockwerk hier.“

Wir betreten den kreisrunden Flur, an dem die Wohnungstüren liegen. Er sieht genauso aus wie der Flur im vierten Stock. In der Mitte der Schacht zum Innenhof. Eine der Türen ist ausgebeult und der Lack hat Blasen geworfen. Um die Tür herum ist die Wand geschwärzt. Was für eine Scheiße ... bei lebendigem Leib zu verbrennen. Der Hausmeister deutet in Richtung der verbeulten Tür.

„Das ist die Wohnung von dem Herrn, der mit der Zigarette eingeschlafen ist. Der ist wahrscheinlich schon durch den Rauch tot gewesen, der hat das dann nicht mehr mitbekommen, wie er gebrannt hat.“

Kann der Typ Gedanken lesen? Ist dieser graue Pferdeschwanz eine Art Antenne?

„Die Feuerlöcher sind übrigens gefüllt und kontrolliert. Aber wenn es hier mal richtig brennen sollte, dann nichts wie raus und die Feuerwehr rufen. Sie müssen nicht den Helden spielen und versuchen, das selbst zu löschen ... also außer wenn das nur ganz klein ist.“

„Keine Sorge, ich spiele nicht den Helden.“

„Und wie gesagt, wenn Leute im Haus sind, die nicht hierher gehören, dann direkt die Polizei rufen. Nicht den Helden spielen.“

„Klar, nicht den Helden spielen. Hab schon verstanden.“

Herr Brandt kramt in seiner Latzhose und zieht ein zerknittertes Päckchen heraus. Aus dem Päckchen schüttelt er sich ein Häufchen dunkelbrauner Brösel auf den Rücken seiner linken

Hand. Was ist das? Schnupftabak?

„Wollen Sie?“

Er hält mir seine große, von dicken Adern überzogene Hand hin. Darauf der Bröselhaufen.

„Nee, aber danke.“

Was zum Teufel denkt der sich? Dass ich ihm das Zeug von der Hand schnupfe? Was kommt als nächstes? Bietet er mir gleich ne Crack-Pfeife an?

Herr Brandt zieht sich das Zeug lautstark durchs rechte Nasenloch, macht eine Grimasse, verdreht die rot geäderten Augäpfel nach oben und schüttelt sich. Irgendwie faszinierend, der gesamte Mann ist in Bewegung.

„Ha! Es gibt nichts Besseres“, ruft er laut aus. Und dann:

„Ich muss jetzt mal aufs Klo.“

Während ich noch überlege, ob zwischen dem Schnupftabak und dem Drang zum Klo irgendein Zusammenhang besteht, macht sich Herr Brandt schon an einer der Türen zu schaffen. Es ist nicht die mit den Brandblasen. Er verschwindet in der Wohnung und ich stehe alleine da. Der hat doch nicht wirklich gedacht, dass ich ihm dieses Bröselzeug vom Handrücken schnupfe. Sollte das gerade so eine Art Annäherungsversuch werden?

Ich höre seine Schritte und dann einen Knall ... Klodeckel gegen Spülkasten. Brandt hat die Wohnungstür einen Spalt offen stehen lassen. Okay, jetzt müssten gleich Pinkelgeräusche kommen. Es dauert zwei Sekunden, drei Sekunden ... hat er Probleme mit der Prostata? Während ich so dastehe und auf das Plätschern hausmeisterlichen Urins warte, komme ich mir plötzlich ein wenig abartig

vor. Das muss nun wirklich nicht sein. Ich schüttle den Kopf und mache eine Runde durch den Flur, gehe einmal im Kreis und komme an einer braun-grauen, völlig verschrumpelten Topfpflanze vorbei. Langsam wird es dunkel, ist hier irgendwo ein Lichtschalter? Und ... wieso steht die Tür nicht mehr offen, als ich wieder an ihr vorbeikomme? Hat Herr Brandt sie doch noch zugemacht? Kann er nicht pinkeln, wenn er sich belauscht glaubt? Oder war das überhaupt nicht diese Tür?

Es ist völlig still auf diesem Stockwerk und noch etwas stimmt nicht, ich komme nicht drauf. Ich gehe ein paar Schritte und eigentlich müsste doch jetzt wieder dieser Flur kommen, der zum Treppenhaus führt. Und was ist mit der Wohnungstür, hinter der es gebrannt hat? Die habe ich doch gerade eben noch gesehen? Die war doch ganz verbeult und ... Bin ich jetzt komplett bescheuert? Ich drehe um, laufe in die andere Richtung. Jetzt müsste er kommen, der Flur zum Treppenhaus. Aber da sind nur Türen, alle gleich, alle geschlossen. Wo zum Teufel ist Herr Brandt? Und dann ... wie aus einem verfuckten, schmutzigen Hinterhalt, springt mich diese völlig irre Gewissheit an: Der Flur ist weg, der verdammte scheiß Flur, der zum Treppenhaus und zum Fahrstuhl und aus diesem Haus raus führt. Hier sind nur noch Türen und Wände und ... oh Gott! Dreh ich jetzt durch? Ich bin mir völlig sicher, dass der Flur weg ist. Aber wie komme ich dann wieder hier raus? Ich drehe um, gehe in die andere Richtung. Es kann doch nicht sein, dass hier nur Türen sind. Ich muss einfach immer weitergehen, einfach immer weiter um diesen Schacht zum Innenhof herum, ich darf

mich auf keinen Fall wieder umdrehen. Aber was, wenn der Flur einfach nicht kommt? Was, wenn ich eine Stunde laufe und nur Türen Türen Türen kommen? Plötzlich Geräusche, schwere, sich von hinten nähernde Schritte auf dem alten Teppichboden. Ich zucke zusammen und atme ruckartig ein, mein Nacken verhärtet sich. Dann eine Stimme, die ich kenne.

„Wo verstecken Sie sich denn?“

Ich drehe mich um und hinter mir steht Herr Brandt. Am liebsten würde ich ihm um dem Hals fallen.

„Die Tür war plötzlich zu. Ich wusste nicht mehr, in welcher Wohnung Sie sind.“

Der Mann in der Latzhose kratzt sich am Kopf.

„Na da drüben, auf der anderen Seite, Kommen Sie mit.“

Wir gehen ein paar Schritte und da ist sie, die offene Tür, direkt neben der ausgebrannten Wohnung. Und nur einige Meter weiter ist der Flur, der zum Treppenhaus führt. Alles an Ort und Stelle, alles wie es war und wie es sein muss. Was stimmt mit mir nicht? Oder stimmt jetzt wieder alles?

„Geht es Ihnen gut, junge Frau?“

„Ja, ich war nur gerade ein bisschen verwirrt.“

„Ich dachte schon, Sie sind abgehauen. Ich dachte schon, Sie sind zurück ins Treppenhaus.“

„Nein ... ich bin hier einmal herum gelaufen und dann war ich auf der anderen Seite und dann ... puh ... dann habe ich irgendwie gedacht, dass der Flur weg ist und habe umgedreht. Und dann kam wieder nichts und ich habe noch mal umgedreht und ... keine Ahnung, was da gerade los war.“

„Sie hätten nur einmal rundherum laufen müssen.“

„Ja, ich weiß ... ich war wohl nicht ganz bei mir. Aber jetzt geht es wieder. Dass ich mich auf nem kreisrunden Flur verlaufe, das hätte ich auch nicht gedacht.“

„Dann sind Sie also die ganze Zeit hier hin und her gelaufen und ich hab Sie auf der anderen Seite gesucht. Dat is ja wie im Zeichentrickfilm.“

Herr Brandt grinst mich an und erst jetzt sehe ich, dass er zwei Goldzähne hat. Hatte er die vorhin schon? Die hätte ich doch sehen müssen.

„Alles okay bei Ihnen?“

„Ich müsste mal raus an die frische Luft. Mir ist gerade ein bisschen komisch.“

„Ja gut ... Sie sehen auch sehr käsig aus.“

Als wir die Treppe hinunter gehen, habe ich Angst, dass meine Beine versagen. Ich kralle mich an das Geländer, plane jeden einzelnen Schritt. Einige Male sieht sich Herr Brandt zu mir um und fragt mich, ob ich Hilfe brauche. „Es geht schon“, antworte ich und versuche, möglichst normal auszusehen. Wir durchqueren die Eingangshalle, kommen an den Metallbriefkästen und an der Wunde vorbei, die die Entfernung des Mosaiks hinterlassen hat. Gott sei Dank, wir sind draußen.

„Jetzt holen Sie erst einmal tief Luft, junge Frau. Meine Gabi hats auch mit m Kreislauf. Wenn die zu schnell vom Sessel aufsteht, dann plumpst die gleich wieder rein. Dat ham ja viele Leute.“

Ich lehne mich an die kühle Hauswand, spüre an meinem Hinterkopf die kleinen Rauputz-Spitzen. Ich werde verdammt noch mal nicht umkippen. ES IST

ALLES WIEDER IN ORDNUNG! Herr Brandt schaut mich mit großen Augen an, ich muss etwas sagen.

„Geht schon wieder. Ist schon wieder viel besser.“

Meine Stimme klingt sicher, jetzt müssen mich nur noch meine Beine sicher tragen.

„Vielleicht ham Sie zu wenig Zucker. Soll ich Ihnen was von der Tankstelle holen? Ne Cola vielleicht?“

„Nein danke, geht gleich wieder.“

Immer noch diese großen Augen und der besorgte Gesichtsausdruck. Lass mich jetzt bitte in Ruhe. Lass mich bitte nur eine verdammte Minute in Ruhe. Halt nur zehn Sekunden lang deine Klappe, damit ich wieder zu mir kommen kann. Ich muss meine Kräfte sammeln, ich bin dabei, mich selbst aus dem Sumpf zu ziehen ... und jedes Wort drückt mich ein Stück zurück, in diese weiche, schwammige Masse.

„Jetzt hab ich Ihnen gar nicht alles gesagt, also was Sie machen müssten.“

„Geben Sie mir einen Moment. Es geht gleich wieder. Einen Moment bitte.“

Die Sätze kommen schärfer als beabsichtigt. Brandt hebt die Augenbrauen, geht drei Schritte von mir weg, dreht mir den Rücken zu und zündet sich eine Zigarette an. Ich drücke meine Handflächen in die raue Oberfläche der alten, grauen Hauswand. Der Schmerz tut mir gut, mein Stand wird fester, die Benommenheit vergeht. Einmal tief Luft geholt und den Kopf geschüttelt. Was immer gerade mit mir los war, es ist vorbei. Ich habe mich wieder im Griff. Auf zwei jungen Beinen, die nun wieder mir gehören, gehe ich rüber zu Brandt.

„Tut mir leid, dass ich Sie so angefahren habe. Ich

musste mich nur kurz sammeln.“

Er schaut mich an, sagt aber nichts. Ist er beleidigt? Dann sagt er doch etwas. Es kommt ein wenig zögerlich.

„Ja gut ähm ... wollen Sie noch irgendwas wissen? Oder müssen Sie jetzt gleich los?“

„Ich muss dann. Danke, dass Sie mir alles gezeigt haben. Ich melde mich.“

„Ja gerne. Gute Besserung, junge Frau. Können Sie denn fahren?“

„Ja, das geht schon.“

Brandt betrachtet mit gesenktem Kopf das, was von seiner Zigarette übrig ist. Jetzt hat er wieder eine mit Filter. Die Goldzähne sind noch da.

„Manchmal ist es ein bisschen unheimlich, da auf den Fluren. Haben Sie Angst gehabt da oben?“

Dieser große, breite Mann kommt mir plötzlich vor wie ein verschüchtertes Kind. Die Frage kam leise und zögerlich, als hätte er sich nicht so recht getraut.

„Nein, keine Angst. Mir war nur komisch. Ich hatte heute Morgen so eine Art Magenverstimmung und anscheinend ist das noch nicht ganz ausgestanden.“

„Ach so“, murmelt er und steckt sich den Zigarettenrest in den Mund.

Ich verabschiede mich, lasse den Hausmeister stehen und gehe zu meinem Auto. Ich glaube, ich kann fahren. Als ich über das unregelmäßige Pflaster des Parkplatzes poltere, sehe ich noch einmal in den Rückspiegel. Herr Brandt steht ruhig da, hat die Arme vor der Brust verschränkt und schaut mir nach. Hoffentlich denkt der jetzt nicht, dass ich einen

an der Klatsche habe. Hoffentlich erzählt er diesem Typen ... wie hieß er gleich? Ach ja, Egner ... hoffentlich erzählt er diesem Egner nicht, dass ich die Falsche bin. Die Wohnung war ja echt gut, wir hätten so viel mehr Platz. Ich biege auf die Georgstraße, sehe mich nach Polizeiautos um, ziehe mein Handy aus der Hosentasche und rufe Paula an.

Von meiner vorübergehenden Verwirrtheit werde ich ihr nicht erzählen. Sie denkt sowieso, dass ich zu empfindlich bin.

Ein wenig schäme ich mich vor mir selbst. Ich habe es gerade tatsächlich geschafft, mich auf einem runden Flur zu verirren.